0,75 D

Natur und HEIMAT

Eine Monatsschrift mit Bilde



HEFT 1
PRIL 1952

INHALTSVERZEICHNIS

Herausgegeben vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands

Die Zeitschrift erscheint am 1. jedes Monats. Einzelpreis 0,75 DM / Vierteljahresabonnement 2,25 DM.

Zu beziehen durch die Post und den Buchhandel

Wir werden Frieden haben

Es gibt Augenblicke in der Geschichte eines Volkes, die sein Geschick auf Jahrzehnte, Jahrhunderte hinaus entscheiden.

So auch heute in Deutschland. Im höchsten besorgt um das Schicksal unseres Landes, wandte sich die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik in unserem Namen, im Namen des ganzen deutschen Volkes an die Sieger des Krieges. Wir ersuchten um einen Friedensvertrag, wir forderten ihn. An der großen Schuld des Krieges tragen wir, aber um nichts haben wir einen friedlosen Zustand, eine zerrissene Heimat verdient.

Deutschland, das ist nicht Faschismus, nicht räuberischer Überfall. Deutschland ist der Kölner Dom und der Dresdner Zwinger, Deutschland ist Goethe und Heine, Bach und Beethoven, Deutschland, das sind die Bergleute des Ruhrgebiets und die Fischer Mecklenburgs. Wir fragten die Welt, ob sie diesem Deutschland der Kultur, des Humanismus und der Arbeit, diesem ehrlichen Deutschland, das entschlossen gegen den Generalkriegsvertrag Adenauers eintritt, endlich Frieden, dauerhaften Frieden und Vertrauen geben will.

Die erste Antwort kam nicht aus Washington, London oder Paris — die erste Antwort kam aus M o s k a u , eine Antwort in der völkerverbindenden Sprache des Friedens. Kann es heute einen Deutschen geben, der nach der Antwort der Regierung der Sowjetunion und ihrem Entwurf für einen Friedensvertrag mit Deutschland noch nicht von tiefer Dankbarkeit gegenüber diesem sozialistischen Land erfüllt ist? Die Sowjetunion hat wahrhaft wie ein Freund gehandelt: Sie fordert die Großmächte auf, dem deutschen Volk nach sieben Jahren Ungewißheit endlich Frieden, Einheit und Souveränität zu geben, volle, uneingeschränkte Souveränität, so wie sie es selber will.

Noch nach Jahrhunderten wird den deutschen Menschen in den Geschichtsbüchern davon erzählt werden, wie der erste sozialistische Staat unserem Volk uneigennützig half, um ihm ein einiges Vaterland und der Welt den Frieden zu erhalten.

Die deutsche Kultur, die deutsche Heimat, das deutsche Volk werden immer bleiben. Stalin hat es gesagt!

KARL KNESCHKE

Vom Werden und Wachsen

Das Erscheinen der ersten Ausgabe unserer Monatsschrift „Natur und Heimat" erfüllt uns mit großer Freude. Es ist das Ergebnis einer zweijährigen Tätigkeit der Natur- und Heimatfreunde im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, einer Tätigkeit, die von unserer Regierung — das sei hier dankbar gesagt — immer unterstützt und gefördert worden ist.

Der Grundstein zu unserer Bewegung wurde in der Konferenz der Natur- und Heimatfreunde am 21. und 22. März 1950 in Bautzen gelegt. Es folgten die Dresdener Konferenz am 11. und 12. November 1950, die Konferenzen der Ornithologen und Vogelschützer in Leipzig und Jena am 21. und 22. November 1950 und am 29. und 30. September 1951, die Arbeitstagung der Fotofreunde in Leipzig am 9. Juni 1951 und schließlich die dritte Konferenz der Natur- und Heimatfreunde am 14. Oktober 1951 in Quedlinburg. Jede dieser Tagungen zeigte den Fortschritt des Aufbaus einer Organisation, die unserem Volke dienen will. Von der allseitigen Erforschung der Heimatgegend aus streben wir auf das Ganze: die Einheit unseres Vaterlandes und einen dauernden Frieden für unser Volk.

Die Vorträge aus diesen Konferenzen wurden gedruckt, und in größeren Abständen erschienen Mitteilungsblätter der Natur- und Heimatfreunde und der Ornithologen und Vogelschützer. Unser Jahrbuch „Natur und Heimat 1952" erhielt die schriftliche Anerkennung unseres verehrten Präsidenten der Deutschen Demokratischen Republik, Wilhelm Pieck, des Stellvertreters des Ministerpräsidenten, Walter Ulbricht, und des Ministers für Land- und Forstwirtschaft, Scholz. Und nun ist auch ein allgemeiner Wunsch der Mitglieder der Sektion Natur- und Heimatfreunde im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands Erfüllung geworden: eine eigene Zeitschrift zu besitzen, in der die wichtigsten Ergebnisse unserer Arbeit allen Schichten unseres Volkes zugänglich gemacht werden.

Der Gedanke, die Bevölkerung zur Mitarbeit an der Erforschung ihrer Heimat zu gewinnen, ist bei allen Kulturvölkern so alt wie das Aufblühen der Wissenschaften und ihre Verankerung im Volke. Es gab zahlreiche volkstümliche Gesellschaften und Vereine für Freunde der Naturkunde und Geschichte, für Natur- und Heimatmuseen, für Natur- und Denkmalschutz, für Heimatkunde und Ortsgeschichte, die örtlichen oder landschaftlichen Charakter trugen. Ihrem Inhalt nach waren sie alle an die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit gebunden. Ihre Aufzeichnungen, Schriften, Sammlungen, Chroniken und Archive bergen Schätze für unsere natur- und heimatkundlichen Forschungen. Ihre Breitenwirkung wurde entweder künstlich eingeschränkt, oder es ergab sich die gesellschaftliche Einschränkung auf die Zahl der Gebildeten, denen das Tor zur bürgerlichen Wissenschaft und Forschung geöffnet war. Unsere geschichtsforschenden Vereine und Gesellschaften waren entweder mit den Irrtümern oder mit den Lastern unserer offiziellen Geschichtsschreibung behaftet. Auf die alten Vereine und Gesellschaften konnte daher die demokratische Bewegung der Natur- und Heimatfreunde nicht aufgebaut werden, wenn sie mit unserer antifaschistisch-demokratischen Ordnung in Einklang gebracht werden sollte.

Der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands faßte alle Bestrebungen zusammen, die darauf gerichtet waren, die Heimatkunde in eine von breiten Schichten des Volkes getragene wissenschaftlich-gesellschaftliche Bewegung zu lenken. Die Entwicklung unserer Deutschen Demokratischen Republik, unsere Wirtschaftsplanung, die eine maximale Auslösung aller gesellschaftlichen Kräfte unseres Volkes und Nutzung aller natürlichen Werte unserer Republik erfordert, verlangte die Mitarbeit der Natur- und Heimatfreunde. Diese Arbeit kann nicht allein durch staatliche, wissenschaftliche und verwaltende Einrichtungen, durch Gesetze und Verordnungen geleistet werden. Die Erfüllung der mannigfaltigen Aufgaben, die mit dem Studium und der Erforschung der Heimat verknüpft sind, muß zur Sache der Arbeiter, der Bauern und der Intelligenz werden. Der Wissenschaftler, der Forscher muß mit dem Verständigen mit dem Amateur Zusammenarbeiten, wenn der Erfolg gesichert werden soll. Die wissenschaftliche Arbeit muß heute eng mit der Heimatkunde, mit dem kollektiven, allseitigen Studium der engeren Heimat, mit unseren volkseigenen Betrieben, mit den Maschinenausleihstationen, mit den volkseigenen Gütern, mit unseren Forstbetrieben verbunden werden.

Die letzte Jahreskonferenz der Natur- und Heimatfreunde in Quedlinburg am 14. Oktober 1951 faßte die Aufgaben in vierzehn Punkten zusammen, die im Protokoll der Konferenz und im Jahrbuch 1952 veröffentlicht wurden. Unsere Zeitschrift „Natur und Heimat" stellt sich die Aufgabe, zur Erfüllung dieser Beschlüsse beizutragen, den Natur- und Heimatfreunden ein guter Berater zu sein und der Bewegung als kollektiver Organisator zu helfen.

Die Thematik der Heimatforschung umfaßt die mannigfaltigsten Fragen, die mit dem Studium der



Schlüsselblumen, Frühlingsboten, verdienen unseren Schutz

engeren Heimat verknüpft sind: natürliche Hilfsquellen, örtliche Bodenschätze, Vegetation, Wasserwirtschaft, Forstwirtschaft, Schädlingsbekämpfung, meteorologische Erscheinungen, Landschaftsgestaltung, Naturschutz, Ornithologie und Vogelschutz, Aquarien- und Terrarienkunde usw.; Geschichte der Heimat, Ortschronik, Denkmale der Geschichte, der Kunst und Architektur, Aufbau unserer Städte und Dörfer, Geschichte der Industrie, der Arbeiterbewegung, des Gewerbes, der Agrarwirtschaft, Heimatmuseen, Denkmalschutz, Volksdichtung, Volkskunst usw.; Anlegung von Wanderwegen und Lehrpfaden, Erziehung unserer Jugend zur Heimatliebe und Liebe zur Natur.

Unsere Zeitschrift geht von der Voraussetzung aus, daß es in der Wissenschaft keine „ewigen" Wahrheiten gibt, daß die Geschichte der Wissenschaften eine fortgesetzte Vertiefung der Erkenntnis der Entwicklungsgesetze in Natur und Gesellschaft ist. Daher kann die Entwicklung unserer Erkenntnis nur im freien Austausch der Meinungen, in der offenen Aussprache erfolgen. Wir wollen darauf achten, daß sich Theorie und Praxis im Einklang befinden und wissenschaftlicher Dogmatismus nicht zum Stillstand und zum Schaden unserer Wirtschaft und unserer Praxis führt. Zur Weiterentwicklung unserer Wissenschaft und der Überwindung veralteter Anschauungen können nicht nur berufsmäßige Wissenschaftler, sondern auch tausende Praktiker beitragen. Sie zusammenzuführen soll unsere Aufgabe sein.

Unsere Heimatkunde ist keine spezifisch deutsche Angelegenheit. Wir wollen darum auch lernen, wie es in anderen Ländern gemacht wird. Es ist für unsere Heimatkunde von entscheidender Bedeutung, von der sowjetischen Wissenschaft zu lernen, die in der Umgestaltung der Natur, in den Großbauten des Kommunismus den Beweis erbringt, daß sie die fortgeschrittenste und fortschrittlichste Wissenschaft ist, befähigt, richtig und zweckmäßig zu handeln, um die Kräfte der Natur dem Menschen nutzbar zu machen.

Unsere Liebe zu unserer Heimat ist untrennbar von unserer Liebe zu Deutschland. Die deutsche Heimat ist groß und schön. Wir wollen unsere Heimat, unser Vaterland frei, unabhängig und selbständig sehen. Wir wollen ein unabhängiges, demokratisches und friedliebendes Deutschland. Wir Deutschen wollen Herr in unserem eigenen Hause sein. Darum ist der Kampf der Nationalen Front in Deutschland auch Sache der Natur- und Heimatfreunde.

Wer seine Heimat liebt, wird auch nicht zulassen, daß sie in einem neuen Kriege zerstört wird. Die Liebe zur Heimat und die Liebe zum Frieden sind unteilbar. Wir freuen uns, daß uns alle friedliebenden Völker in unserem Kampfe für Einheit und Frieden unterstützen. Die Liebe zu unserer Heimat, zu unserem deutschen Vaterland, zum Frieden ist tief und echt, wenn sie verbunden ist mit der Freundschaft zu anderen friedliebenden Völkern, die wie wir ihre Heimat, ihre Nation und ihr Vaterland lieben.

Unsere Zeitschrift wird ein Streiter sein für die neue Liebe zur Heimat, die Menschlichkeit, Friedenskampf und Aufbauwillen vereint, damit unsere Heimat das Höchste geben kann, wonach der Mensch strebt: friedliche Arbeit für Wohlstand und Glück allen Menschen, die guten Willens sind.

GEORG PNIOWER

Naturschutz im Spiegel der Landeskultur

Naturschutz hat es immer gegeben, Landeskultur nicht. Somit war Naturschutz nicht von vornherein mit Landeskultur identisch. Er war auch dort zu finden, wo es keine Kultur gab. Naturschutz war ursprünglich nicht einmal ein spezifisch menschlisches, aus tieferer Einsicht oder gar aus ethischem Bewußtsein geborenes Anliegen, sondern einfach ein Reflex des Instinkts, wissenschaftlich ausgedrückt: der „angeborenen Verhaltungsweise", gepaart mit dem Selbsterhaltungs- bzw. Erwerbstrieb.

Hierfür gibt es in der Natur eine Reihe von Beispielen, besonders im Mutualismus, aber auch im Kommensalismus, d. h. in der Interessen- bzw. Tischgemeinschaft von Lebewesen. Diese Gemeinschaften sind auf gegen- oder einseitigen Vorteil gegründet, doch selten oder nie auf Selbstlosigkeit oder gar Opferbereitschaft, ausgenommen das Verhalten höherer Tiere beim Schutz ihrer Jungen.

Schon die Fälle uneigennütziger Duldung sind in der Natur sehr selten. Solch seltener Fall betrifft eine Käfergattung namens Dinarda. Einige Vertreter von ihr leben unbehelligt in Ameisenstaaten, ohne ihren Wirtstieren erkennbaren Nutzen zu bringen. Allerdings gehören sie infolge ihres unangreifbaren Körperbaues dem Trutztypus an, so daß nicht ganz sicher ist, ob ihre Duldung nicht vornehmlich auf dieser Eigenschaft beruht.

Im übrigen sind die Ameisen keineswegs selbstlos; sie halten sich bekanntlich u. a. Läuse. Diese werden von Blatt zu Blatt, ja von Pflanze zu Pflanze geschleppt, ihrer süßen Ausscheidungen wegen „gemolken" und dafür vor Feinden geschützt. Das ist im Grunde „praktischer" Naturschutz. Auch das Krokodil, das im aufgesperrten Rachen die Vögel gewähren läßt, die ihm gärende Futterreste zwischen den Zähnen herauspicken, treibt Naturschutz. Einsiedlerkrebs und Aktinie (Actinaria) stehen durch das Medium Schneckengehäuse in enger Lebens- und Schutzgemeinschaft. Die Aktinie macht den „eingemuschelten" Krebs durch die Nesselkapseln ihrer Tentakeln unangreifbar; andererseits zieht sie Nutzen daraus, daß der Krebs sie auf seinen Wanderungen immer wieder an neue Futterplätze heranbringt. Das ist Naturschutz auf Gegenseitigkeit.

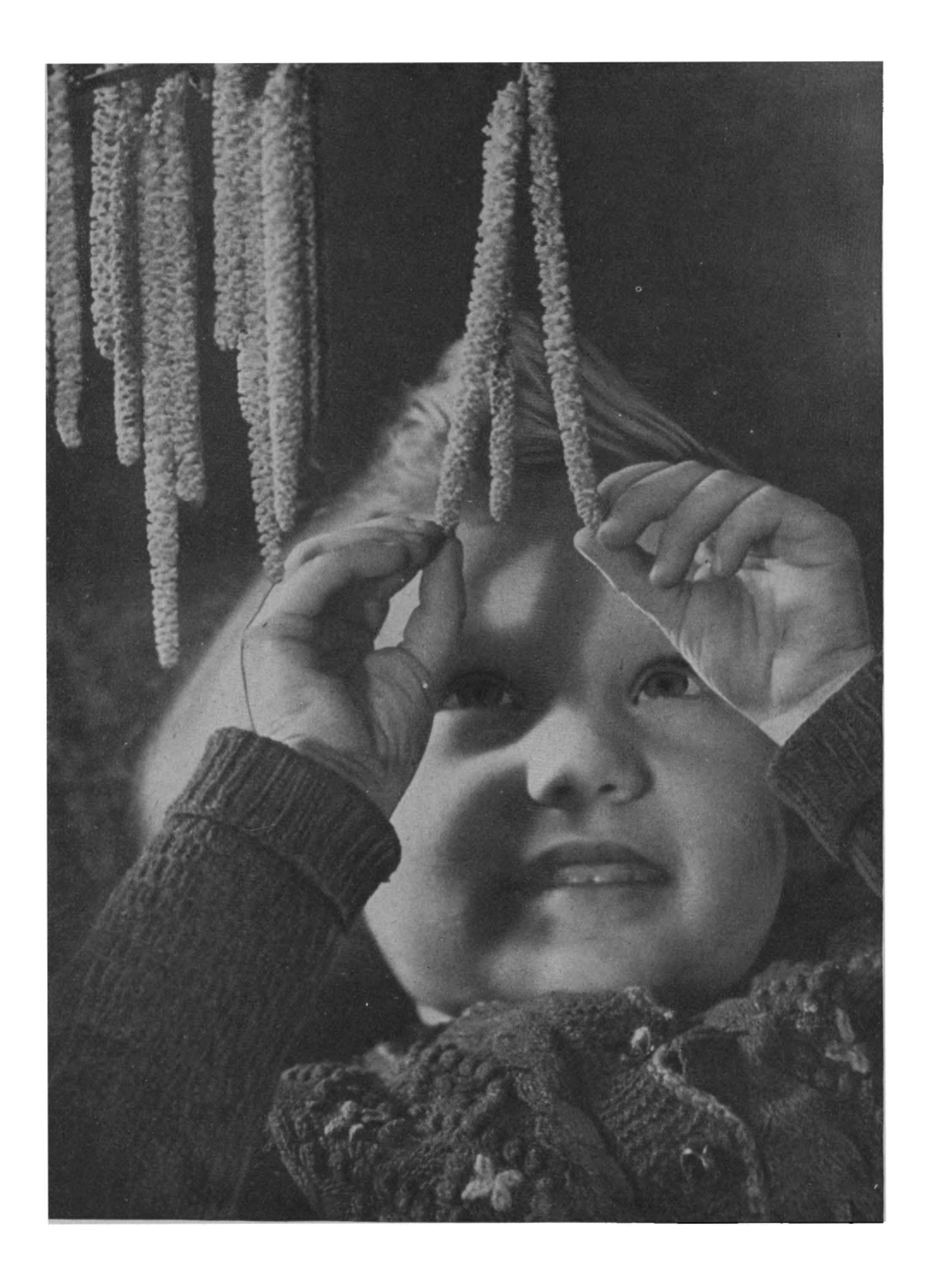
Zwischen diesen Erscheinungen und dem Naturschutz menschlicher Prägung scheint kein wesentlicher Abstand zu sein, wenn man etwa die menschliche Nutztierhaltung in Betracht zieht. In der Tat waren die Haltung von Nutztieren und später vor allem die „Haltung" von Pflanzen bzw. die Schaffung des Gartens, der Urzelle vermenschlichter Landschaft, entscheidende Schritte zum Naturschutz im Sinne von Landeskultur. Doch der Weg dorthin war weit und steinig; er hat manche Menschen bis heute im Kreise herumgeführt und in ein Dickicht unklarer Gefühle verstrickt.

Wie das Tier trieb der Frühmensch Naturschutz nur aus Instinkt, d. h. um der Selbsterhaltung willen, jedoch aus einer wesentlich schwächeren Position heraus als etwa das Krokodil oder die Ameise. Dieses Triebwesen Mensch bevölkerte — wie noch heute die Primitiven im Afrikanischen Busch, in Feuerland oder Melanesien - Felsen, Quellen, Bäume, ja ganze Landschaften mit Geistern und Göttern, machte sie „tabu", schützte sie, um sich vermeintlich selbst zu schützen oder um sich die Aneignung weiteren Lebensraumes, ja die rohe Vernichtung von Lebewesen der gleichen Art sanktionieren zu lassen. Wer will, mag das als Gewissensregung bezeichnen.

Doch dieser Naturschutz war Kultus, keine Kultur; diktiert durch die Angst vor Naturgewalten, die man nicht durchschaute, nicht zu meistern verstand; entschuldbar nur mit der Hilflosigkeit jener Tiermenschen, die kein anderes Mittel wußten, ihren Lebensbereich zu sichern oder gar schöpferisch zu erweitern. Diese aus Schwäche gezeugte Naturvergottung geisterte jedoch weiter, auch dann noch, als die Menschheit längst imstande war, ein loderndes Feuer zu entfachen und sich die Naturkräfte botmäßig zu machen. Jene dunkle animalische Regung durchbrach noch oft die Schranken der Vernunft und drohte immer wieder das schöpferische Bewußtsein zu betäuben. So wurde sie zur nahezu regelmäßigen Begleiterscheinung kultureller Krisen.

Man denke an die vorperikleischen Wirren, an die Zeit nach den Bauernkriegen, an die Gründerjahre des vorigen Jahrhunderts oder an die jüngste Vergangenheit. Wie das Mycel eines zerstörenden Pilzes suchte das Triebhafte, sei es in Form rücksichtslosen Erwerbsstrebens oder dumpfen Mystizismus, das frische Mauerwerk der Landeskultur zu durchdringen, den feuchten Mörtel geistigen und sozialen Fortschritts zu zerbröckeln. Es gedieh nicht nur im Schamanentum der Kopfjäger, sondern sandte seine Fäden bis ins Herz unseres Jahrhunderts, bis in die Zentren kultureller Gesittung. Diesem Mycel erlagen schließlich nicht nur Roteichen, Robinien und weniger wichtige Blaufichten. Unter gleichen naturanschaulichen Vorzeichen, nach dem gleichen „Stürmer"-Prinzip und durch die gleiche Verblendung wurden beiläufig auch zehn Millionen Menschen vorsätzlich und mit technischer Präzision einem Mythos geopfert.

Solcherart kann man also Naturverbundenheit nicht mit Landeskultur und Menschenwürde in Beziehung bringen, es sei denn als Antithese. Der



Wenn die Kätzchen blühen

verzückten, mit Buschtrommeln und Hokuspokus oder mit Druckerschwärze und Scheinwissenschaft zelebrierten Naturschützelei stand jedoch eine Gesinnung entgegen, wie sie beispielsweise in der „Genesis“ zum Ausdruck kam: „. . . und füllet die Erde und machet sie euch untertan!“ oder in den Worten des Konfuzius: „Der Mensch ist der Mittelpunkt zwischen Himmel und Erde!“ Die mythische Esche Yggdrasill, noch lange nach Christus nordisches Symbol eines verdunkelten Weltbildes, war im Orient, der Wiege abendländischer Kultur, inzwischen längst zum „Baum der Erkenntnis“ geworden; der fatalistische Hang zur Mystik war durch das Streben nach Wissen und schöpferischer Gottähnlichkeit ersetzt. Dieses Verhältnis zur Natur war ein grundsätzlich anderes als das eingangs geschilderte. Sein Ethos war nicht das „noli me tangere“ („Rühr-mich-nicht-an“) des Fetischismus, nicht das weinerliche „Zurück zur Natur“ eines Andreas Carlstadt oder J. J. Rousseau, nicht der manische Biologismus, die totale Romantik von „Blut und Boden“.

Das andere Naturgefühl, der andere Naturschutz wurzeln in der Realität. Diese Realität ist die lebende und strebende Menschheit!

Es sollte nicht schwerfallen, dieses Prinzip zu begreifen. Der jährliche Geburtenüberschuß der Weltbevölkerung beträgt zur Zeit rund 23 Millionen und nimmt fortlaufend zu. Die Natur ist von sich aus nicht in der Lage, mit dieser quantitativen und potentiellen Vermehrung Schritt zu halten. Natur und Menschheit müßten zugrunde gehen, wenn nicht beide zusammen eine neue, höhere und breitere Stufe des Mutualismus erreichen könnten.

Der große sowjetische Gärtner und Forscher I. W. Mitschurin hat gefordert, daß der Mensch die Natur lenken, ja nötigenfalls zwingen müsse, ihre verhältnismäßig langsame, von Zufällen abhängige und zeitweilig rückläufige Entwicklung konsequent dem menschlichen Fortschritt anzupassen.

Selbst Wissenschaftler, die mit dem Materialismus nicht übereinstimmen, gliedern das Naturgeschehen in drei geschichtliche Phasen: die anorganische, die organische und schließlich die menschliche. Das bedeutet, daß die Menschheit zum Motor und Mittelpunkt des Naturgeschehens geworden ist.

Mitschurin hat es nicht bei der Theorie bewenden lassen; er hat praktisch bewiesen, daß diese Möglichkeit besteht, indem er beispielsweise den Obstbau in der Sowjetunion um mehrere Breitengrade nach Norden ausdehnte. Dieser Tat sind inzwischen andere Großtaten der Landeskultur gefolgt, wie der große Stalinsche Plan zur Umwandlung der Natur, die Umleitung der westsibirischen Ströme in die Kaspisee, der Bau des Turkmenischen Hauptkanals, die Schaffung des „Moskauer Meeres“ mit den zugehörigen Kraftwerken, Großschiffahrtswegen und gewaltigen Bewässerungsanlagen und nicht zuletzt das von Wiljams vollendete Trawopolnaja-System. Diese Großtaten waren nur möglich aus einer wirklich ganzheitlichen Schau der Natur, die den Menschen folgerichtig als ihren Maßstab und treibenden Mittelpunkt sah.

Die Sozialistische Oktober-Revolution war im wesentlichen ein entschiedenes Bekenntnis zur Menschheit und zu ihrer kollektiven Kraft und Verantwortung. Es ist bezeichnend, daß dieses Fanal fast mit einem Schlage ein neues schöpferisches Naturbewußtsein als eines der sichtbarsten Ergebnisse gezeitigt hat. Dieses Bewußtsein ergriff selbst, ja ganz besonders diejenigen, die bisher mit unberührter Natur innig verbunden waren, ja inniger, als ihnen zuträglich war. Es waren Muschiks der Waldsteppen und Hirten aus Kirgisien, Aserbaidshan und Turkmenien. Sie lebten noch gestern als Nomaden und waren taub gegenüber jenen „Weltverbesserern“, die die Natur aus der literarischen und die Landeskultur aus der bürokratischen Perspektive zu beurteilen pflegen. Der große gesellschaftliche Impuls der sozialistischen Revolution und das neue, kritische Naturbewußtsein wurden zum Motor und Inhalt schöpferischer Landeskultur. Ihr lebendiger Sinn trat hier im Willen des Volkes unmißverständlich hervor; er hieß Vermenschlichung der natürlichen Umwelt! Diese Vermenschlichung auf der Grundlage und als Ausdruck höherer sozialer Ordnung bedeutete nachhaltige Steigerung der natürlichen Kräfte des Landes entsprechend den wachsenden Fähigkeiten und Bedürfnissen einer aus animalischer Verkettung befreiten Gemeinschaft.

Landeskultur ist abgeleitet vom lateinischen Wort „cultura“; dies ist ein komplexer Begriff, ja eine Gradsteigerung von Begriffen, etwa in der Reihenfolge: Bearbeitung, Anpflanzung, Pflege, Fortentwicklung. Landeskultur ist also kein statischer Zustand, sondern ein dynamischer Prozeß, eine fortschreitende Synthese von Natur und Technik; sie ist zur Weltaufgabe geworden! Das zeigte schon unser flüchtiger Blick in die Bevölkerungsstatistik. Sie ist aber auch eine Realität, da Wissenschaft und Technik und damit die schöpferischen Kräfte sich noch rascher entwickelt haben als die Menschheit selbst. Von dem verantwortungsvollen Gebrauch dieser schöpferischen Kräfte im Dienste der Landeskultur werden Krieg oder Frieden, Elend oder Wohlfahrt der Menschheit abhängen!

Die mangelhafte Ausnutzung landeskultureller Möglichkeiten und alle Maßnahmen, die ohne zwingenden Grund die fortdauernde Steigerung der nachhaltigen Nutzung von Land und Landschaft behindern, die etwa ohne Not darauf abzielen, urtümlich - naturhafte Zustände aufrechtzuerhalten oder gar wiederherzustellen, richten sich gegen die vitalen Interessen, gegen die friedliche Aufwärtsentwicklung, gegen den Bestand der Menschheit!

Wir kommen damit zur Kernfrage unserer Betrachtung:

Was hat der Naturschutz mit dynamischer und schöpferischer Landeskultur gemein?

Die prinzipielle Antwort auf diese Kernfrage ist auch ohne Beherrschung der wissenschaftlichen Dialektik nicht schwierig. Die Beziehungen zwischen Naturschutz und Landeskultur lassen sich mit Hegel wie folgt charakterisieren: „Die Entwicklung ist ein Kampf der Gegensätze; der Wider-

spruch ist das Fortleitende.“ Dieser schöpferische „Widerspruch“ ist ein elementares Naturgesetz; wir begegnen ihm allenthalben im Makro- und Mikrokosmos. Man denke an Sommer und Winter, an Tag und Nacht, an Wasser und Feuer, an Ozeanität und Kontinentalität, ja an den Bau der Atome, an die Wellen und Korpuskeln des Lichtquants. Oder man denke an den Dualismus in der Pflanzenwelt: an die Chromosomiales und Achromosomiales; an den Chemismus des Bodens, an den Ionen-Antagonismus, an die Gegensätze Kalk und Magnesia, die beide für das Pflanzenleben nötig sind, Kalk peripher in der Zellwand, Magnesia intern im Plasma.

Man denke schließlich an die Geschlechter, an die Polarität Mann — Frau. Ihr Verhältnis zueinander ist ein untrüglicher Maßstab für die Landeskultur und ihre Geschichte bzw. für die Beziehungen zwischen Mensch und Natur. Die Überbetonung des weiblichen Pols im Matriarchat bzw. des männlichen im Patriarchat waren jeweils aufs engste mit Krisen der Sozial- und Kulturgeschichte verknüpft. Die praktische Bedeutung des schöpferischen „Widerspruchs“ zwischen Naturschutz und Landeskultur tritt uns nirgends überzeugender vor Augen als in der Sowjetunion. Parallel zu den erwähnten Großtaten im Zuge der Umwandlung der Natur, ja ihnen vielfach voraus, lief der Naturschutz.

Gerade hier haben das deutsche und das russische Volk seit langem viel Gemeinsames. Es sei an das russische Forstwesen erinnert. Seit der Gründung der ersten Forstakademie der Welt im damaligen St. Petersburg im Jahre 1803, ja schon unter Peter dem Großen, arbeiteten deutsche und russische Forstleute zusammen. Die Entstehung der russischen Forstwissenschaft führte zur Gründung der deutschen Forstakademien in Tharandt und Eberswalde. In Deutschland und Rußland wurden Forstwirtschaft und -Wissenschaft nun zu wesentlichen Stützen des angewandten Naturschutzes. Bei den ersten großen Steppenaufforstungen, die im Jahre 1830 westlich von Taganrog und am Fluß Molotschnaja einsetzten, sowie später in den Steppenversuchsrevieren des berühmten russischen Forschers Dokutschajew und bei der Begründung des großen Naturschutzparkes Askania Nova standen Russen und Deutsche als brüderliche Pioniere des Naturschutzes im Dienst einer völkerverbindenden Kulturidee: der Umwandlung der Natur!

In Rußland hatte der Naturschutz schon im Mittelalter praktische Bedeutung. Die altrussische Bezeichnung „Sapowednik“ für Naturschutzgebiet wurde auch auf künstlich geschaffene Reservate, insbesondere sogenannte Bannwälder, ausgedehnt. Damals war selbst einigen Jägervölkern in den Weiten Sibiriens der angewandte Naturschutz schon ein Begriff. Sie sonderten Wildschutzreservate aus, „Bogatyrski mesta“ („Heldenhaine“) genannt. Diese Reservate waren gesicherte Nachschubbasen für die Pelztiere, von denen die Jägervölker lebten. Seit 1905 besaß Rußland einen organisierten Naturschutz; 1916 wurde das erste allgemeine Naturschutzgesetz erlassen. Es gab damals schon einige größere Naturschutzparke. Nach der Oktober-Revolution setzte dann eine großzügige Förderung des Naturschutzes ein. Am 14. Mai 1920 Unterzeichnete W. I. Lenin die Gründungsurkunde für das neue gewaltige Naturschutzgebiet im Wolgadelta bei Astrachan. Am 16. September 1921 erging ein umfassendes Naturschutzdekret durch den Rat der Volkskommissare der UdSSR. 1924 trat erstmalig die neue „Allrussische Gesellschaft zum Schutz der Natur“ zusammen. Der Naturschutz war zum festen Bestandteil der Landeskultur der Sowjetunion geworden!

Gegenwärtig gibt es dort 90 Naturschutzparke mit einer Gesamtfläche von 12,5 Millionen Hektar, davon allein 34 Parke im europäischen Teil der Sowjetunion, ungerechnet die Schutzwälder, die im Rahmen der Landschaftsgestaltung ausgewiesen oder neu geschaffen wurden.

Diese Schutzareale und die unzähligen kleineren Naturschutzobjekte und Naturdenkmale sind nicht nur um ihrer selbst willen da. Sie alle unterliegen strenger wissenschaftlicher Kontrolle und Beobachtung. Die Naturdokumente sind dort zu Quellen menschenfreundlicher Wissenschaft geworden. So wie der bekannte sowjetische Professor Zizin die wilde Quecke erfolgreich für die Züchtung des vieljährigen Weizens verwendete, so haben auch andere berühmte Gelehrte wie Mitschurin, Lyssenko, Maximow, Morosow durch das Studium urwüchsiger Natur wichtige Anregungen und Erkenntnisse für ihre Entwicklungs- und Kulturarbeit sammeln können. Jarowisation, Standortforschung, Waldtypologie usw., ja die für die Landeswirtschaft so fundamentale Wissenschaft der Bodengenetik, die für die moderne Bodenkunde in der ganzen Welt richtunggebend geworden ist, konnten nur auf Grund der in der Sowjetunion noch zahlreich vorhandenen, ursprünglichen Vegetations- und Landschaftsrelikte so nachhaltig gefördert werden.

Im Naturschutz der Sowjetunion schwingt jedoch noch eine andere Saite mit, die gleiche, die bei allen Kulturvölkern in Lyrik und Volksweise anklingt. Der sowjetische Komponist Dimitri Schostakowitsch widmete der Natur sein Oratorium „Gesang von den Wäldern“; Leonid Leonow schrieb ihr die Prosadichtung „Zum Schutz des Freundes“.

Hier tut sich erneut ein schöpferischer „Widerspruch“ auf, der „Widerspruch“ zwischen Verstand und Gefühl. Doch in dieses Gefühl, einst pure Scheu vor der Allgewalt der Natur, mischt sich nun mehr und mehr das ethische Bedürfnis, der Natur im Zeichen der Landeskultur eine neue, höhere Würde zu geben. Dieses Gefühl, sei es nun Dankbarkeit oder die Großmut des Siegers, gebietet, belebte und unbelebte Natur zu schützen, wo immer sie ohne Preisgabe des menschlichen Fortschritts erhalten werden kann. Auch dieses Gefühl, das mehr und mehr zum gesteigerten Naturerleben, zum Gartengefühl wird, ist Naturschutz im Sinne von Landeskultur.

Fortsetzung in der nächsten Nummer

Bewässerungswirtschaft in Ungarn

Die Bewässerungswirtschaft setzte in Ungarn erst zu Beginn des Jahrhunderts ein. Aber noch 1918, also am Ende des ersten Weltkrieges, wurde nur eine Fläche von insgesamt 2700 Hektar bewässert. Ein mehr als dürftiges Ergebnis. Woran lag das? In erster Linie daran, daß die Entwicklung der Landwirtschaft eng mit den gesellschaftlichen Verhältnissen verbunden ist. Der ungarische Feudalkapitalismus zu Beginn des Jahrhunderts aber stellte das rückständigste gesellschaftliche System Europas dar.

Bewässerungseinrichtungen können nur in systematischer, zäher Arbeit geschaffen werden. Die Bewässerungswirtschaft erfordert große Kapitalsanlagen, die sich auch nach langer Zeit nur niedrig verzinsen. Das kapitalistische Wirtschaftssystem und seine Regierung jedoch bevorzugen stets Unternehmungen, die sich mit wenig Zeit, Arbeit und Kapital rasch verwirklichen lassen und recht bald reichen Profit bringen. In den ersten zehn Jahren des Horthysystems, von 1920 bis 1930, wurden kaum 6300 Hektar nach verschiedenen Systemen bewässert. Diese Fläche vergrößerte sich in den folgenden fünf Jahren um nicht mehr als 2000 Hektar.

Dann kam die Dürre des Jahres 1935, die das ganze Land heimsuchte, die größte in der Geschichte Ungarns seit 72 Jahren. Sie begann im Juni und dauerte bis August. Der durch die Dürre angerichtete Schaden belief sich, in die heutige Währung umgerechnet, auf über eine Milliarde Forint. Ohne sich durch diesen Elementarschaden belehren zu lassen, sträubten sich die damaligen Leiter der ungarischen Landwirtschaft weiterhin gegen die Einführung der Bewässerungswirtschaft. Von 1935 bis zum zweiten Weltkrieg wurden lediglich 5500 Hektar in die Bewässerung neu einbezogen. Im ganzen Lande wurden also in fast 40 Jahren alles in allem 17 000 Hektar regelmäßig bewässert. Selbstverständlich handelte es sich ausschließlich um den Großgrundbesitz. Während des zweiten Weltkrieges gingen die Bewässerungsanlagen und Bewässerungswerke zum größten Teil zugrunde. Nach der Befreiung betrug die bewässerte Fläche insgesamt 2280 Hektar.

Der Wiederaufbau des Landes und die neuen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ermöglichten auch eine neue, beschleunigte Entwicklung der Bewässerungswirtschaft. Der Kapitalismus hatte in einem halben Jahrhundert für die Bewässerung von 17000 Hektar gesorgt. Die Volksdemokratie bewässerte in fünf Jahren über 32 000 Hektar.

Im flachen östlichen Landesteil wurden das Stauwerk und die Schiffahrtsschleuse der vereinigten Schwarzen, Weißen und Schnellen Körös gebaut, die den Wasserspiegel des Flusses um vier Meter heben und die Aufspeicherung des Wassers in seinen toten Läufen ermöglichen. Im nördlichen Teil des Alfölds, der großen ungarischen Tiefebene, wurde das Bewässerungssystem von Tiszafüred gebaut, mit dessen Hilfe eine Fläche von 7200 Hektar ständig und ausgiebig bewässert werden kann. Südlich davon wurde das Bewässerungssystem von Hodmezövasarhely errichtet, das durch die Sauganlage von der Theiß mit Wasser versorgt wird und durch das eine Ackerfläche von 8400 Hektar bewässert werden kann. Außerdem wurde auch noch eine ganze Reihe weiterer kleinerer Bewässerungseinrichtungen geschaffen. 1951 hat sich die bewässerte Fläche um weitere 23 300 Hektar vermehrt, so daß heute in Ungarn bereits für die Bewässerung einer Gesamtfläche von 58 200 Hektar gesorgt ist.

Von der bewässerten Fläche entfallen 18 000 Hektar auf den Reisbau, 14 500 Hektar auf Wiesen und Weiden, 9000 Hektar auf den Feldfutterbau und der Rest auf Gemüsepflanzen, Hackfrüchte und anderes mehr.

Die Bewässerungswerke und -einrichtungen sind Eigentum des Staates. Für die Bewässerung haben die Bodenbesitzer eine geringe Gebühr zu entrichten. Im allgemeinen entspricht die Bewässerung von einem Hektar Ackerboden dem Kaufpreis von ungefähr 1,75 Zentner Weizen. Dabei geben die bewässerten Flächen einen doppelt so großen Ertrag wie die unbewässerten. Die Bewässerung des Feldfutterbaus ergibt eine fünfmalige, ja mitunter sogar sechsmalige Mahd. Hier ist also ein mehr als viermal so großer Ertrag zu verzeichnen. An Rotklee gedeihen z. B. in Ungarn durchschnittlich 30 Zentner pro Hektar. Auf dem Staatsgut von Kenderesziget wurde mit Hilfe der Bewässerung bei fünfmaliger Mahd ein Ertrag von 122 Zentner pro Hektar erzielt. Klee kann in bewässertem Gebiet jährlich sechs- bis achtmal gemäht werden.

Besondere Sorgfalt verwendet man im Fünfjahrplan auf die Vergrößerung der bewässerten Fläche. Bis zum Ende des Planzeitraumes, also bis Ende 1954, wird die bewässerte Fläche auf 220 000 Hektar anwachsen; auf dieser Fläche wird — im Interesse der Entwicklung des Viehbestandes — zum großen Teil intensiver Futtermittelanbau erfolgen. Nach den bereits bis in die Einzelheiten ausgearbeiteten Plänen werden in erster Linie in den an Niederschlägen armen, an Sonne und Wärme aber reichen Landesteilen, auf dem Alföld und in der Theißgegend, die Bewässerungswerke und -einrichtungen weiterentwickelt. Die Kanalisierung der Theiß wird abgeschlossen, wodurch im Flußtal die Bewässerung von 300 000 Hektar ermöglicht wird. Bis zum Ende des Planjahrfünfts wird das größte und leistungsfähigste Wasserkraftwerk des Landes fertiggestellt sein, die Wassertreppe von Tiszalök,



Wasser für die Pußta — Weizen für das Volk

deren Dammsystem das Wasser der Theiß um siebeneinhalb Meter hebt und dem Hauptkanal, der das Alföld in einer Länge von nahezu 100 km durchfließt, 60 Kubikmeter Wasser pro Sekunde zuführt. Das hier erbaute Kraftwerk wird mehr als doppelt soviel Elektroenergie erzeugen als alle gegenwärtig arbeitenden Wasserkraftwerke des Landes zusammen. Mit diesem großangelegten Bau wird der schiffbare Abschnitt des Flusses bedeutend verlängert, und der Hauptkanal des Alfölds wird dadurch selbst schiffbar gemacht.
Gleichfalls während des Planzeitraumes wird mit dem Bau von zwei weiteren großen Stauwerken der Theiß und von Wasserkraftwerken der Donau begonnen. Mit ihrer Hilfe werden sich aus der Donau 100 und aus ihren Nebenflüssen 60 Kubikmeter Wasser pro Sekunde gewinnen lassen. Mit dieser Wassermenge wird das Bewässerungsproblem für den gesamten westlichen Landesteil gelöst. Die Bevölkerungszunahme und das sich ständig erhöhende Lebensniveau in Ungarn fordern gebieterisch eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion. Diesem Zweck dienen die Bewässerungspläne, an denen das werktätige ungarische Volk — unter Ausnutzung der sowjetischen Erfahrungen und mit Hilfe der aus der Sowjetunion erhaltenen Maschinen — mit jedem Jahre erfolgreicher arbeitet.

Der *Traum vom Frieden und von einer Welt ohne Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ohne nationale Unterdrückung und Rechtlosigkeit erhebt sich vor uns als mögliche, als werdende Wirklichkeit. Die Brücke zwischen dem Traum vom Frieden und einem besseren Leben und seiner Verwirklichung ist unser Handeln, unsere Aktion, unser Kampf.*

Otto Grotewohl

HEINZ KLEMM

Höhlengeheimnisse aus Rübeland

Der Ort heißt nicht einfach Rübeland, sondern „Rübeland-Tropfsteinhöhlen“. Von Tropfsteinen ist hier oft die Rede, mehr aber noch vom Kalk, dem Rübeland sowohl seine alten Höhlen als auch seine neue Industrie verdankt.

Was für ein Glück, daß wir noch vor unserem Höhlenbesuch einen klugen und kundigen Mann kennenlernten! Wir hätten sonst später vor den Tropfsteinen gestanden wie — seien wir ganz offen: wie die Mehrzahl der anderen Besucher.

Was ist Kalk?

Der alte Fachmann rückte an seiner Brille und sah uns an. „Kalk entsteht zumeist aus lebenden Wesen und geht in tausend Formen wieder ins Leben zurück“, sagte er. Wir standen auf einer Anhöhe, hoch genug, um das geschäftige Tal zu übersehen, die hellschimmernden Kalkbrüche und das Gewirr von Gleisen, auf denen weißgesprenkelte Leerzüge hin und her rangierten. Der Rübeländer Kalk, fuhr unser Freund fort, verdanke seine Entstehung den Riffkorallen der Devonzeit.

Nun sind wir zwar keine Weltreisenden und haben daher noch keine Korallenriffe in natura gesehen, aber wir erinnerten uns, als dieses Wort fiel, an Bilder von der australischen Küste und von einigen Inseln des Stillen Ozeans. Milliarden Korallen haben diese Küsten aufgebaut, die Brandung hat sie unterspült und zerrissen... Fremdartige und wilde Bilder vermittelte uns das Wort „Riffkorallen“, Bilder, die nicht recht in die Landschaft des Harzes hineinpassen wollten.

Aber es hilft nichts, es ist nun einmal Riffkalk — und überdies war im Devon, vor etwa dreihundert Millionen Jahren, vom „Harz“ noch nicht die Rede. Statt dessen überspülte ein Meer fast das ganze heutige Deutschland; auf dem Boden dieses Meeres wuchsen an manchen Stellen Bänke und ganze Gebirgsstöcke empor aus den kalkigen Skeletten ungezählter Generationen kleiner Meerestiere, die man Korallen nennt. Alles dies wurde erst sichtbar, nachdem das Wasser sich verlaufen hatte.

Wem sichtbar? Dem Menschen doch nicht etwa?

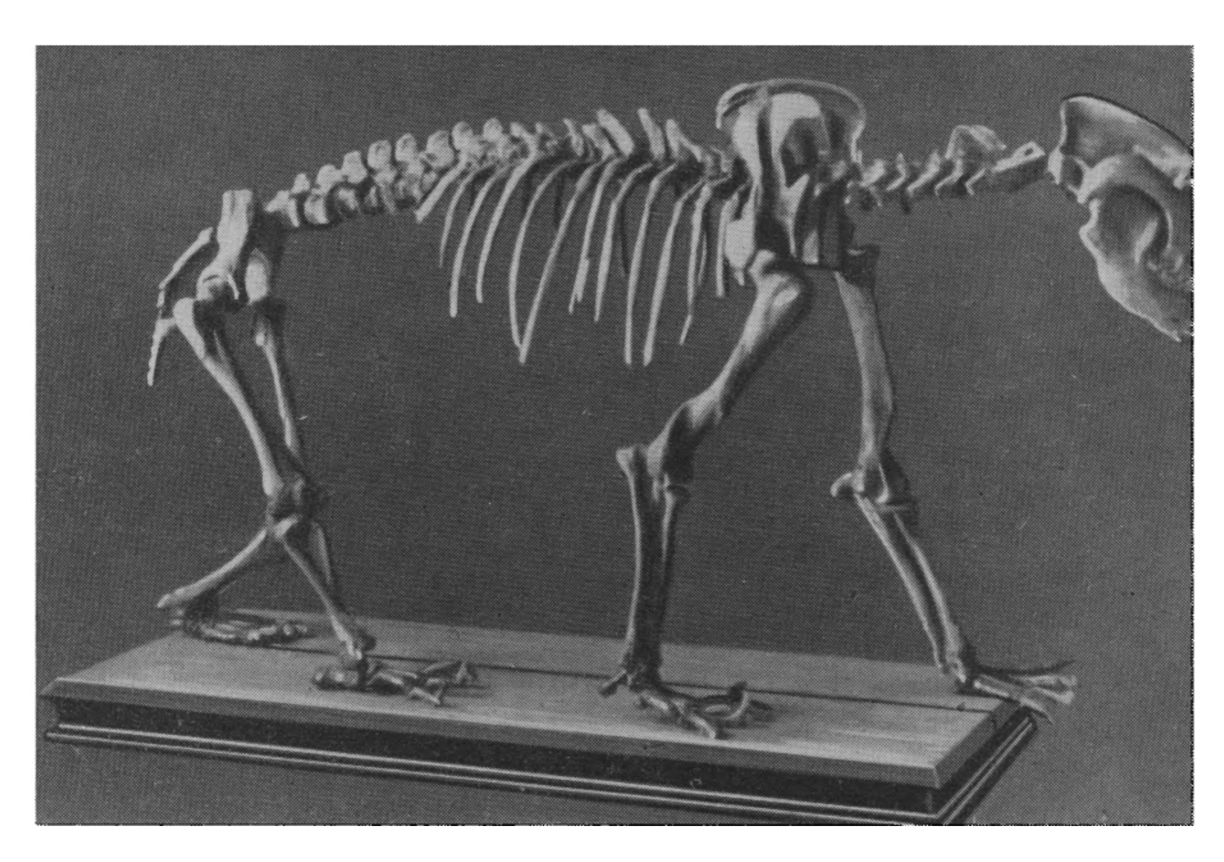
Bis zum ersten Auftreten des Menschen war noch gute Weile damals, noch weitere Millionen Jahre. Die ersten Landtiere, die sich später unter Baumfamen und Riesenschachtelhalmen tummelten, waren Amphibien und Insekten.

Wie aber kommt es zur Höhlenbildung?

Das ist wiederum das Werk des Wassers, hörten wir. Einfacher kohlensaurer Kalk hat die Eigen-

Tropfsteinsäulen in der Baumannshöhle





Skelett eines eiszeitlichen Höhlenbären

schaft, von kohlensäurehaltigem Wasser gelöst zu werden. In der Humusschicht über den Kalkfelsen reichert sich Regenwasser mit Kohlensäure an und sickert dann in Fugen und Ritzen des Kalkfelsens. Aus Fugen werden Spalten, aus Spalten im Laufe der Jahrtausende größere oder kleinere unterirdische Höhlen, die häufig noch von Wasserläufen durchströmt werden.

Aber die Tropfsteine?

Wenn in diesen Höhlen trockene Luft vorherrscht, verdunstet der an der Decke hängende Wassertropfen und läßt ein winziges Kalkschüppchen zurück. Aus einer Unzahl solcher Spuren formt sich im Laufe der Zeit der Tropfstein, in diesem Falle ein Deckenzapfen oder Stalaktit. Seine Form ist abhängig von der Gestalt der Höhlendecke, aus der der Wassertropfen austritt: ist sie völlig glatt, wächst ein Zapfen von symmetrischer Schlankheit, dringen die Tropfen etwa aus breiten Spalten mit vorragenden Ecken, dann formen sich schleier- oder gardinenartige Gebilde. Tausende Variationen sind möglich.

Wir fragten auch, ob die Tropfsteine immer ganz weiß seien.

„Nur im Idealfall", antwortete der sachverständige Mann. Die hellsten, reinsten Tropfsteine Deutschlands finde man in der Dechenhöhle in Westfalen. Aus den farbigen Tönungen der Steine könne man recht gut. auf die mineralischen Zusätze des Kalkes schließen. Rötlicher Schimmer deute auf Eisen, schwärzlicher auf Mangan, bläulicher auf Blei, grünlicher auf Kupfer.

Aber nicht alle Wassertropfen bleiben hängen, bis sie verdunsten. Viele reißen auseinander, und so geht es in den Höhlen seit Jahrtausenden tropf, tropf, tropf — und den Stalaktiten wachsen von unten Stalagmiten oder Bodenzapfen entgegen, oft kürzer und plumper, weil sich auf sie die Anziehungskraft der Erde in umgekehrtem Verhältnis auswirkt wie auf ihre schlankeren Brüder an der Höhlendecke. Stalagmit und Stalaktit aber gehören zusammen; wie sie im Tropfen ihren gemeinsamen Ursprung haben, so kommt für sie schließlich auch der Tag, an dem sie sich wieder vereinigen zu einer Tropfsteinsäule.

Kann man den Tag vorausbestimmen?

Den Tag wohl kaum, eher schon das Jahr. Man schätzt, daß die Tropfsteine der Rübeländer Höhlen in etwa zwanzig Jahren um 7 Millimeter wachsen, wobei ein Durchmesser von 10 Millimetern zugrunde gelegt ist. Genügt das?

Wir waren sehr dankbar für diese Einführung und sagten, nun wollten wir uns die Höhlen selbst ansehen.

*

Man zeigt in Rübeland die Baumannshöhle und die erst 1866 beim Bau einer Straße durch den Arbeiter Sorge entdeckte Hermannshöhle. Man erzählt die Sage vom Bergmann Baumann, der am Anfang des 16. Jahrhunderts auf der Suche nach neuen Schürfstellen die später nach ihm benannte Höhle gefunden habe. Drei Tage und drei Nächte sei Baumann in den unterirdischen Schluchten herumgestiegen, er habe sich in der Dunkelheit verirrt und nur mit letzter Kraft den rettenden Ausgang wiedergewonnen. Zu Tode erschöpft von den Anstrengungen und den ausgestandenen Ängsten, habe er den Seinen von den „Wundern" der Höhle erzählt und sei darauf gestorben.

Wie es auch zugegangen sein mag bei der Auffindung der „Bumannsholl“ — die Nachkommen des Entdeckers verstanden jedenfalls allerlei kleine Vorteile aus der neuen Sehenswürdigkeit ihres Heimatortes zu ziehen. Sie fanden in der Höhle Skelettreste vorgeschichtlicher Tiere und trieben mit den Knochen schwungvollen Handel. Die „Fremdenindustrie“ mag damit schon im ausgehenden Mittelalter in Rübeland eine gewisse Höhe erreicht haben: man verkaufte den Fremden diese Knochen als die letzten Überreste des Fabelwesens „Einhorn“. Als viel später die Wissenschaftler auf die massenhaft in der Höhle lagernden Knochen aufmerksam wurden und ein Skelett rekonstruierten, wurde kein „Einhorn“ daraus, sondern ein eiszeitlicher Höhlenbär.

Es ist heute schwer, sich die Gefahren und Unbequemlichkeiten vorzustellen, mit denen in der frühesten Zeit eine Höhlenbesichtigung verbunden war. Beinahe noch schwieriger ist es für die Menschen unseres Jahrhunderts, den Eindruck nachzuempfinden, den die absonderlichen Tropfsteingebilde unter der Erde auf naive und wissenschaftlich kaum vorgebildete Menschen vergangener Jahrhunderte gemacht haben.

Der Superintendent Olearius aus Halle besuchte im Jahre 1656 die Baumannshöhle. In seinem Bericht erzählt er davon, wie die Reisegesellschaft zusammen mit dem Führer, Fackeln und Lichter tragend, in die Höhle eingedrungen sei, wie sie auf den Knien eine ziemliche Länge durchkrochen habe, manchmal sogar auf dem Bauche; einmal mußte man sich mit einem Seil acht bis neun Ellen tief hinunterlassen. „Daselbst präsentierte sich unseren Augen ein Ort..., den wir nicht genugsam betrachten konnten, indem durch die Natur und unaufhörliches Tropfen allerlei artige Bilder... von Menschen und Tieren formieret waren, daß zu zweifeln, ob ein künstlicher Bildschnitzer es zierlicher hätte machen können ...“

Einmal mögen dem wackeren Superintendenten die Nerven durchgegangen sein, als er — soll er selbst weitererzählen: „In solcher Zeit präsentierte sich... die Gestalt eines spectri[1]) in Form einer weißen Frauen; als aber mit brennender Fackel danach geworfen ward, befand sichs, daß es ein langer, weißer Steinfels war; ingleichen schien es auch an einem Orte, als ob jemand aus einem Loche herausguckte, welches aber ebenmäßig falsch befunden ward...“

Hundert Jahre später war ein Besuch der Höhle schon weniger gefahrvoll, weil inzwischen die schlimmsten und halsbrecherischsten Wegstrecken gangbar gemacht worden waren. Trotzdem aber war die Exkursion noch immer alles andere als bequem. Im Dezember 1777 besichtigte Goethe die Baumannshöhle: „Nach einer wohldurchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereignis ganz genau. Schwarze Marmormassen aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blicke alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigene Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.“

Gegen die Unart der Führer, mit ihren Erklärungen und Deutungen die Phantasie der Höhlenbesucher in bestimmte Bahnen zu drängen, statt ihnen die naturgesetzlichen Zusammenhänge zu erläutern, sprach sich auch der dänische Märchendichter Hans Christian Andersen aus, der als Student Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts den Brocken und die Baumannshöhle besuchte: „Rund umher gähnten diese tiefen dunklen Abgründe uns entgegen; rund umher hingen die wunderbarsten Stalaktiten, die jedoch nicht alle den Gegenständen entsprachen, denen sie nach des Führers Erklärung ähnlich sehen sollten. Ich glaube, daß es mir doch auch nicht an Phantasie fehlt, aber ich konnte mit ihm nicht einig werden. Übrigens gab es tausenderlei Dinge, die er nicht hervorhob, in denen aber weit mehr Bedeutung lag.“

*

Wer heute die Rübeländer Höhlen durchstreift, braucht dazu weder Fackeln noch Seile, weder Bauchkriechereien noch Kniewanderungen werden ihm abverlangt. Die Welt der Stalaktiten und Stalagmiten ist sorgfältig ausgeleuchtet durch hochkerzige elektrische Lampen, so daß die nassen Tropfsteine und die mit Kalksinter überzogenen Wände tausendfach funkeln. Die Wege sind asphaltiert und mit Geländer versehen, die Gänge hoch genug, daß sie jeder aufrecht durchschreiten kann, die Abgründe sorgfältig überbrückt. Neue Teile der Höhlen wurden erschlossen, wobei Fledermäuse den Forschem den Weg wiesen. Hundertjährige weißliche und blinde Olme aus den Karstgrotten bei Triest leben seit einiger Zeit in einem künstlichen kleinen See der Hermannshöhle.

Während wir dem Führer als ein geringes Weilchen im mächtigen Besucherstrom nachfolgten, hier das hellgrüne Höhlenmoos in der Nähe der Glühbirnen mit Neugier betrachtend, dort wortlos vor Staunen die pittoreske Formenwelt der Tropfsteine bewundernd, dachten wir an Olearius, den hallischen Superintendenten, an den jungen Goethe und an den jungen Andersen; und wir ließen diese drei als Repräsentanten der Tausende gelten, die lange vor uns unter schwierigeren Umständen hier unten herumgestiegen waren. Was würden sie staunen, dachten wir bei uns, wenn sie heute mit von der Partie wären! Wieviel leichter es doch die Technik den Menschen unserer Tage macht, zur klaren Anschauung der Natur zu kommen! In diesen hellen Sälen und Gängen würde sich der fromme Olearius nicht mehr vor weißen Frauen zu fürchten brauchen . . . Und wieviel mehr Menschen als da-

[1]) Lichterscheinung

mals können heute gleichzeitig an einer Führung teilnehmen!

Es machte uns Freude, ermutigt durch all das Merkwürdige um uns herum, die drei zu unserer Besichtigung herbeizuwünschen: Olearius, Goethe und Andersen. Und kaum hatte sich dieser Gedanke in uns festgefressen, als es uns auch schon schien, als wären sie wirklich dabei... Sollen sie es!

Unermüdlich erklärte der Führer.

„Auf der linken Seite die Märchengrotte mit dem Großen Tannenzapfen in der Mitte.“ Die Märchengrotte war rot angestrahlt, einige Besucher nickten mit den Köpfen und machten: ja, ja, Tannenzapfen. Ein altes Muttchen war ganz hingerissen: „Wie im Theater!“ Gar so unrecht hat sie nicht, dachten wir.

„Was Sie hier sehen“, fuhr der Führer fort, „ist alles Natur, bis auf die Licht- und Weganlagen.“

Uns berührte diese Bemerkung etwas peinlich; wir sahen uns scheu nach unseren heimlichen Gästen um — glücklicherweise schien Goethe nichts gehört zu haben, er war versunken in die Betrachtung eines großen Stalaktiten von besonders edler Form. Und wieder der Führer: „Großer Wasserfall, Wartburg, Türkenschwert, Hamburger Wappen, Korbflasche, Palme...“

„Wirklich, eine Palme“, flüsterte eine bewundernde Stimme, froh, der selbständigen Bemühung um die Deutung des Tropfsteingebildes enthoben zu sein. Später, in der Hermannshöhle, hörten wir vom Führer (oder wir lasen es auf sauberen kleinen Schildchen): Kandiszucker, Streuselkuchen, Rauhreif, Chinesische Mauer, Leuchter, Korbflasche mit Henkel, Taufstein, Kronleuchter, Kleine Kapelle mit betendem Kind —

„Ah“, ging es durch den Besucherstrom, dessen Oberfläche sich vor Rührung zu kräuseln begann, denn das betende Kind war himbeerfarben beleuchtet —

Wasserfall, Bienenkorb, Märchenwald mit Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald, Schneewittchen mit den sieben Zwergen - - -

Es war zuviel auf einmal, zuviel und zuwenig zugleich. Ängstlich suchten wir nach unseren drei imaginären Begleitern — aber Goethe und Andersen hatten längst die Flucht ergriffen. Nur Olearius stapfte noch wacker mit und flüsterte entzückt vor sich hin: „Es ist zu zweifeln, ob ein künstlicher Bildschnitzer es zierlicher hätte machen können ...“

Dann waren wir am Ende: „In der Hoffnung, daß den Herrschaften meine Führung gefallen hat, wünsche ich Ihnen ein frohes Glückauf!“

*

Hinterher, im hellen Sonnenschein, stellte es sich heraus, daß doch nur die Oberfläche des Besucherstroms vor Freude und Rührung gezittert hatte. Wir waren bei weitem nicht die einzigen, die mit geteilten Empfindungen das Licht wieder begrüßten. Manche lachten das jungenhaft - verschämte Lachen derer, die eben der Geisterbahn eines Rummelplatzes entstiegen sind, irgendwo fiel sogar das starke „Panoptikum“ ...

Ich kann mir gut vorstellen, daß ihr die Höhlen und die Führung anders vorfinden werdet, wenn ihr morgen nach Rübeland kommt; denn nichts ist ewig, am wenigsten die Torheit, und sei sie noch so altehrwürdig.

Vorabdruck aus „Harzreise im Sommer“ (Sachsenverlag)

JOHANNES R. BECHER

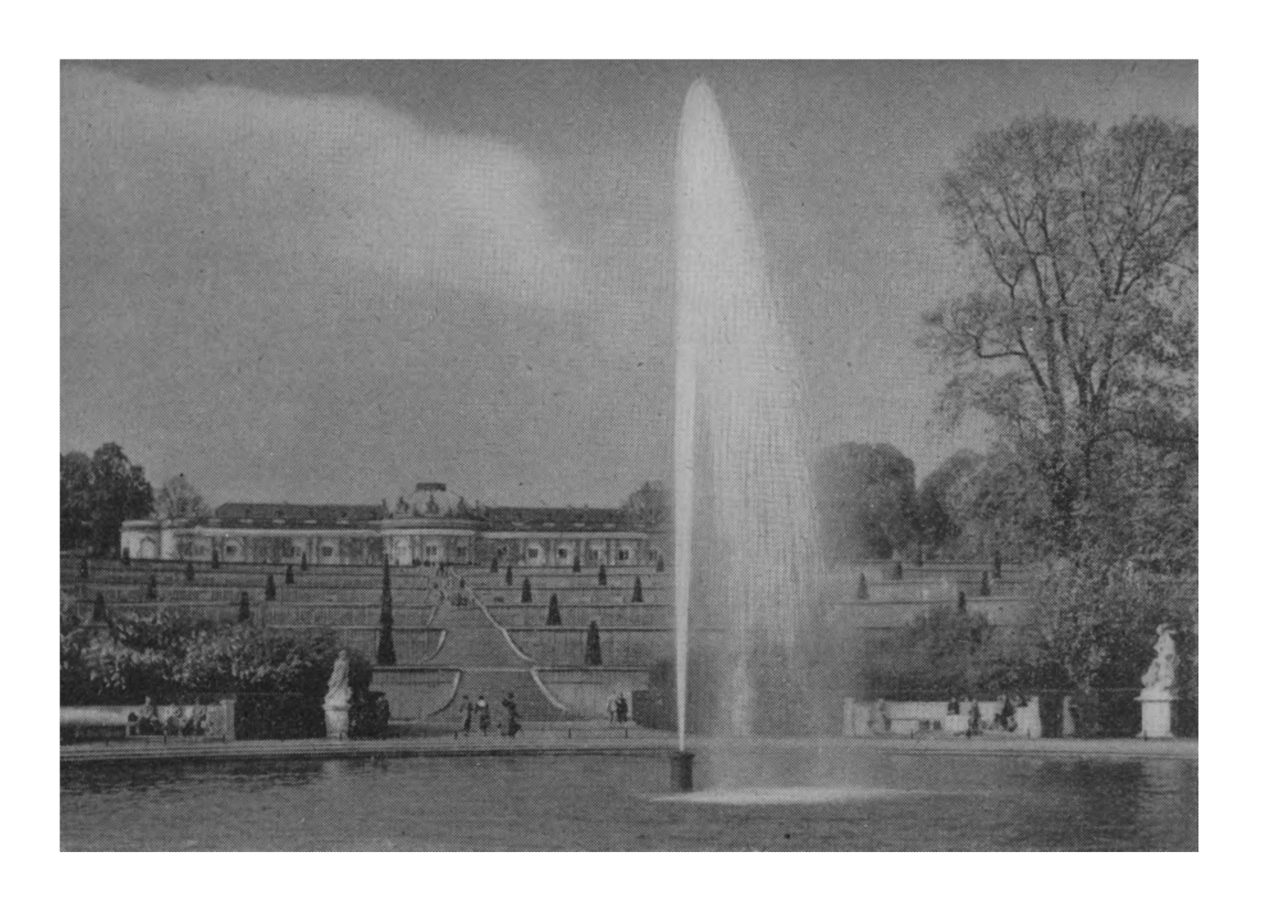
Im Frühling

Wenn der Frühling läßt empor
Hoch den Himmel steigen,
Summt es in uns wie ein Chor
Nach des Winters Schweigen:
Friede, Friede sei auf Erden!
Menschen wollen Menschen werden.

O du dunkler Chor, der summt!
In uns ist ein Ahnen:
Sie, die glaubten wir verstummt,
Melden sich und mahnen:
Menschen sollen Menschen werden!
Friede, Friede sei auf Erden.

Und es ist ein solcher Schrei,
Daß die Berge beben,
Eine Flammenwüstenei,
Meere sich erheben:
Wenn nicht Friede wird auf Erden,
Was soll aus uns allen werden?

Ihr, gezeichnet von dem Leid
Derer, die gefallen,
Und ihr, die ihr jung noch seid,
Laßt den Ruf erschallen:
Friede, Friede sei auf Erden!
Menschen, laßt uns Menschen werden!



Dr. LIESEL NOACK

Was uns Sanssouci lehrt

Sanssouci — Schloß der Schönheit und Lebensfreude! Von fern schon lenkt die große Freitreppe unseren Blick zu dem langgestreckten Gebäude wie zu einem abschließenden Akkord. Harmonisch schwingt sein Mittelteil vor, heitere Satyrn und Nymphen scheinen das Dach zu tragen. Beherrschend liegt Sanssouci auf der Höhe und bietet uns einen weiten Blick in die Umgebung.
Von 1745 bis 1747 als Weinberghaus Friedrichs II. erbaut, ist das Schloß ein Werk des Spätbarocks, des Rokoko. Einer unserer größten Baumeister, Wenzeslaus von Knobelsdorff, hat es nach Entwürfen des Königs gestaltet. In ihrer Einheit von Architektur, Plastik und Malerei, im Zusammenklang von Bauwerk und Landschaft spiegeln die Schlösser des Barocks meisterhaft die Gesellschaftsform des Absolutismus wider. Gehen wir jedoch den Gedanken von Richard Paulick über „Knobelsdorff und unser kulturelles Erbe“ (Aufbau, Heft 2/52) nach, so suchen wir unter den geschwungenen Formen der Ornamentik des Rokoko die klaren bestimmten Linien des Baumeisters, der auf die klassischen Vorbilder der italienischen Frührenaissance zurückgreift. Wir finden sie an der Rückwand des Baues und im Marmorsaal, aber in allen anderen Räumen hat die Klarheit der Formgebung dem Wand und Decke verbindenden zarten Gespinst des Rokoko-Ornaments weichen müssen.
Andere Formen sehen wir im Schlaf- und Arbeitszimmer Friedrichs II.: es ist nach seinem Tode von Erdmannsdorff im Stil des Klassizismus umgestaltet worden. Als Schloß eines absolutistischen Fürsten erbaut, gehört Sanssouci heute dem Volk, uns doppelt wert und teuer.

Soviel Einflüsse, soviel Fragen! Die Führung, so hofften wir, würde uns Antwort geben. Wir gingen durch viele Räume und hörten, welche Künstler hier mitgearbeitet haben und welch kostbares Material für die Fußböden verwendet worden ist. Wir sahen die Plastiken antiker Götter, deren Namen und Bedeutung unser Führer in einigen Fällen recht entstellte. Wir betrachteten Möbel und Bilder — meist mußten wir Inhalt und Form selbst zu deuten versuchen. Der Führer konnte uns nur Einzelheiten bieten, einen Eindruck von der Größe des ganzen Kunstwerkes Sanssouci, von Zusammenspiel und Widerstreit der gesellschaftlichen Kräfte, die es geformt haben, erhielten wir nicht.

Unbefriedigt verließen wir eines unserer größten Kunstdenkmale. Wer trägt die Schuld? Für den Führer allein ist die Aufgabe zu schwer, wir müssen ihm helfen. Dankbar begrüßen wir es, daß beim neugegründeten Museum für Deutsche Geschichte eine Abteilung eingerichtet wird, die

Museums- und Ausstellungsführer heranbilden soll. Um aber in Sanssouci sofort zu helfen, schlagen wir vor, in Potsdam eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden, die sich, angeleitet von unseren bewährten Fachleuten, mit Sanssouci beschäftigt und die Führer unterstützt. Auch die Erfahrungen, die die Studenten der Pädagogischen Hochschule bei ihren Führungen während der Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Berlin gesammelt haben, gilt es dabei zu berücksichtigen.

Als wir Natur- und Heimatfreunde uns im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands organisierten, verpflichteten wir uns, bei der Pflege unserer nationalen Kulturstätten mitzuwirken und dafür zu sorgen, daß sie in all ihrer Vielfalt immer mehr Menschen zugänglich gemacht werden. Zwar haben wir uns in der Quedlinburger Tagung der Natur- und Heimatfreunde mit dem Fall Sanssouci beschäftigt, trotzdem haben wir diese Aufgabe oft zu leicht genommen. Zur rechten Zeit hat das „Neue Deutschland" mit seinem Leitartikel „Pflegt und achtet unsere nationalen Kulturdenkmale" (9. Januar 1952), an den sich die Diskussion um den „Fall Sanssouci" schloß, auch uns auf diese Unterlassung aufmerksam gemacht. Was für Sanssouci gilt, trifft in ähnlicher Form für manch ein anderes wertvolles Kulturdenkmal zu. Wir empfehlen deshalb allen Arbeitsgemeinschaften der Natur- und Heimatfreunde, den Fall Sanssouci als Beispiel für Pflege und Erschließung der Kulturdenkmale ihrer engeren Heimat zu behandeln.

Die deutsche Kultur ist ein festes Band, das ganz Deutschland zusammenhält. Deshalb dürfen sich unsere Arbeitsgemeinschaften nicht auf ihren Ort, ihren Kreis beschränken, sondern sie müssen möglichst vielen Menschen die großen Kulturstätten aller deutschen Länder in Wort und Bild zeigen. Wer Deutschland rühmen will, der spricht vom Kölner Dom und vom Dresdner Zwinger, vom Ulmer Münster und von Sanssouci, vom Römerberg zu Frankfurt a. M. und von der Wartburg, vom Bamberger Reiter und von den Naumburger Stifterfiguren. Deutschland ist eins! Das soll unser nationales Kulturerbe alle deutschen Menschen lehren, es soll sie stärken im Kampf um einen einigen, friedliebenden und demokratischen Staat.

FRITZ LÖFFLER

Peter Breuer und die Zwickauer Bildschnitzerkunst um 1500

Zu Dr. Walter Hentschels Forschungen

Vor einiger Zeit veröffentlichte der Verlag Wolfgang Jess in Dresden Walter Hentschels lang erwartete Forschungen über Peter Breuer und seine Zwickauer Bildschnitzerwerkstatt. Damit liegen die Resultate einer fast dreißigjährigen Beschäftigung mit dem Meister und seiner Umgebung gedruckt vor. Wie alle Werke Hentschels, ob es sich dabei um die „Sächsische Plastik um 1500", den „Meister H. W.", den er in methodisch mustergültiger Art in Hans Witten auflösen konnte, oder um seine zahlreichen Zeitschriftenaufsätze handelt, so fußt auch diese neue Arbeit auf genauester Aktenkenntnis, gründlichem Wissen um die Materie und damit auf überlegener Beherrschung des Gesamtstoffes, den er vor uns ausbreitet.

Es ist keinem vorher gelungen, so tief wie Hentschel in das Schaffen der mittelalterlichen sächsischen Bildschnitzer einzudringen, es zu deuten und für die Gegenwart wieder lebendig zu machen. Der Bänd über Breuer ist um so wertvoller, als er sich nicht nur mit dem Leben des Meisters, seiner künstlerischen Herkunft und Entwicklung sowie mit dem eigentlichen Werk befaßt, sondern weil er auch den soziologischen Verhältnissen, den Arbeitsbedingungen und den handwerklichen Voraussetzungen nachgeht, aus denen das Werk erwuchs. Der kritische Apparat des Bandes steht als Teil für sich, so daß sich jeder über Einzelheiten orientieren kann, ohne bei der Lektüre aufgehalten zu werden.

Der Verlag Jess hat den Band mit 120 zum Teil ganzseitigen Abbildungen, darunter vielen Detailaufnahmen, ausgestattet und den Druck auf Kunstdruckpapier trefflich besorgt, so daß nicht nur ein hervorragendes wissenschaftliches Werk, sondern auch ein Bilderbuch zur sächsischen mittelalterlichen Kunstgeschichte entstanden ist, das den Kunstfreund befriedigt. Man kann nur hoffen, daß dieser in jeder Beziehung ungewöhnliche Beitrag zur Erforschung des nationalen Kulturerbes in viele Hände gelangt.

Die folgenden Ausführungen wollen eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Resultate von Hentschels Arbeit vermitteln. Die deutsche Spätgotik gehört zu den schöpferischsten und eigentümlichsten Perioden der Kunstgeschichte. In ihr drängen sich in der kurzen Frist von wenigen Jahrzehnten die Begabungen verschwenderisch zusammen. Es war eine revolutionäre Zeit, von Reformation und Bauernkrieg bestimmt. In der Kunst brachte sie die Entdeckung des Menschen durch den Künstler, und damit löste sich auch die Individualität des Künstlers aus der Anonymität. Einer der ersten sächsischen Künstler aus jener Zeit, von dem die wissenschaftliche Forschung Jahrhunderte später den Namen und einige Lebensdaten feststellen konnte, war Peter Breuer. Er zählt nicht



„Maria mit dem Kinde.“ Schönau, Kirche

Werke auf: 1539 liefert er ein Kruzifix für die Ratsstube seiner Heimatstadt. 1541 stirbt der fast Siebzigjährige in finanzieller Bedrängnis. Durch drei Jahrhunderte blieb er völlig vergessen, und es bedurfte eines weiteren Jahrhunderts kunstgeschichtlicher Forschung, bis Werk und Persönlichkeit in das helle Licht des Tages zurückgeführt werden konnten.

Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts blühte Zwickau, die drittgrößte Stadt Sachsens neben Leipzig und Freiberg, durch seinen wirtschaftlichen Aufschwung auch künstlerisch auf. Von Zwickau aus wurden in dieser Zeit die Silbergruben von Schneeberg erschlossen. Den umfassenden Handelsbeziehungen der Zwickauer Bürger verdankt die Marienkirche den großen Altar des Michael Wohlgemut (1479). Die Kirche wuchs zu einer der schönsten und größten Hallenkirchen der deutschen Spätgotik. Als Breuer von der Wanderschaft zurückkehrte, arbeiteten nicht weniger als sechs Werkstätten gleichzeitig in der Stadt, die bei der Fülle der Aufträge alle ihr Brot fanden. Nur ein kleiner Bruchteil ihrer Werke ist auf uns gekommen. In Zwickau scheint aber die Schnitzerei den Vorrang vor dem Malwerk erhalten zu haben.

Der schwierig zu fassende Einfluß der älteren Zwickauer Meister mit ihren fränkischen Elementen ist in Breuers Werk sichtbar. Wichtiger wurde aber für ihn das Frühwerk Riemenschneiders, das er in Würzburg während seiner Wanderschaft kennenlernte. Der Münnerstädter Altar, der Johannis der Täufer in Haßfurt und die Muttergottes in Neumünster blieben als Vorbilder in seinem Gedächtnis haften. Was er übernahm, waren — abgesehen vom Technischen — Menschentypen und Kompositionsschemata. Auf der zweiten Station seiner Wanderschaft, im schwäbischen Ulm, erlebte er Gregor Erharts Hauptwerk, die Schreinfiguren des Blaubeurener Altars, wohl noch in dessen Werkstatt. Als letzter Einfluß, den Breuer erfuhr, ist endlich die oberdeutsche Graphik in Kupferstich und Holzschnitt, besonders das Werk Schongauers, zu nennen. Es war zusammen das Beste und Modernste, was die Zeit zu bieten hatte. Damit sind die äußeren Einflüsse auf Breuer erschöpft. Was später kam, wie das Wirken der großen Persönlichkeit Hans Wittens, aber auch die Graphik Dürers und Cranachs, blieb ihm verschlossen. Hentschel ist all diesen Einwirkungen bis in die letzte Gewandfalte eines jeden Werkes nachgegangen.

Die schwierige Problematik der Entstehung eines Flügelaltars, die Hentschel ebenfalls ausführlich untersucht und die er klärt, kann hier nur angedeutet werden. Ganz sichtbar gliedert sich Breuers Schaffen in zwei Perioden. Die erste kann man überschreiben „Der Bildschnitzer“, die zweite „Der

zu den Meistern ersten Ranges, die in aller Munde sind. Er war ein Talent, kein Genie. Das hat nicht gehindert, daß er der bekannteste und volkstümlichste sächsische Künstler der Spätgotik geworden ist. An künstlerischer Bedeutung mag ihn jedoch Hans Witten überragen.

Leben und Schaffen Breuers sind aufs engste mit Zwickau verbunden. Um 1472 wird er geboren sein. 1492 taucht sein Name zum ersten Male, und zwar im Würzburger Ratsbuch, auf. 1497 ist das Entstehungsjahr des Altars von Steinsdorf, dessen Schnitzfiguren die frühesten seiner Hand sind. 1502 wird er als Meister bezeugt, und 1504 erwirbt er das Bürgerrecht. Es ist wohl das gleiche Jahr, in dem er heiratet, ein Haus erwirbt und Inhaber einer Werkstatt wird.

Bis 1521 folgen die datierten Altarwerke. Dann wird er wie die meisten seiner Zunftgenossen in den Strudel des großen Umschwungs hineingerissen, den die Reformation mit sich bringt. Noch einmal taucht sein Name in Verbindung mit einem

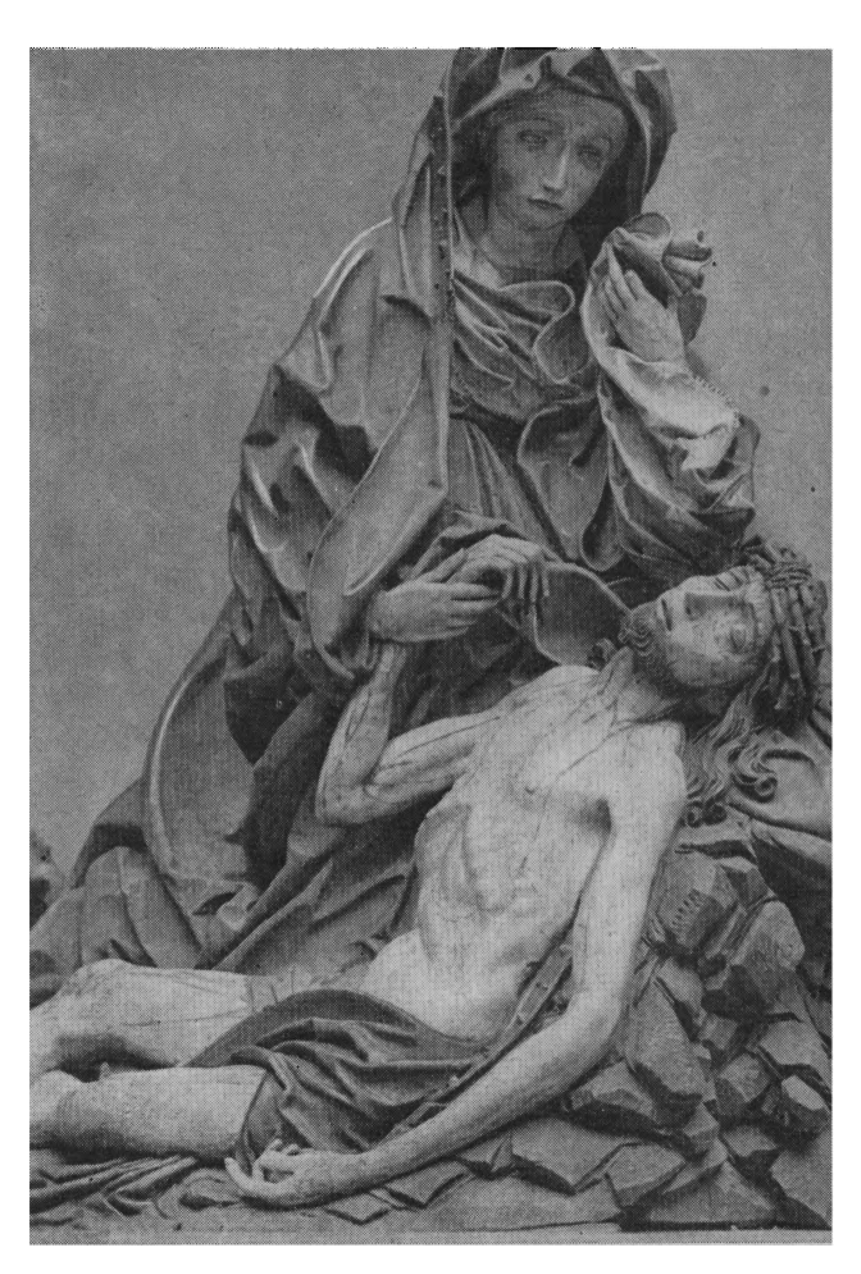
Altarmeister“. Die Grenze zwischen beiden liegt etwa um 1505. Breuer war kein Maler wie manche andere Bildschnitzer, sondern er hat für alle malerischen Aufgaben an seinen Altarwerken in späterer Zeit als Werkstattinhaber Maler beschäftigt, während er in seiner ersten Periode seine Schnitzereien für Maler geliefert hat. Die Maler waren die eigentlichen Träger und meist auch die Unternehmer der Altarwerkstätten, weil die teuren Farben und das Material verhältnismäßig großer Kapitalinvestitionen bedurften. Sie waren auch die angeseheneren Meister. So kommt es, daß die Hände, die das Malwerk zu Breuers frühen Figuren gestalteten, dauernd wechselten. Als eigener Werkstattunternehmer hat er später im wesentlichen nur noch zwei Malergesellen beschäftigt, den ersten zwischen 1506 und 1512, den zweiten zwischen 1513 und 1521. Neben Maler und Schnitzer war noch ein dritter Handwerker an einem Altarwerk tätig, der Kistler oder Tischler, der Kasten und ornamentale Ausstattung schuf.

Zwölf mit Namen bezeichnete oder beglaubigte Arbeiten sind uns von Breuer überliefert. Aber auch sonst verläuft die stilistische Entwicklung des Meisters so folgerichtig, daß ernste Zweifel an der Urheberschaft der Werke nicht entstehen und unbeglaubigte Werke mühelos am rechten Platz eingeordnet werden können. Ihr Grundcharakter bleibt durch alle Jahre der gleiche.

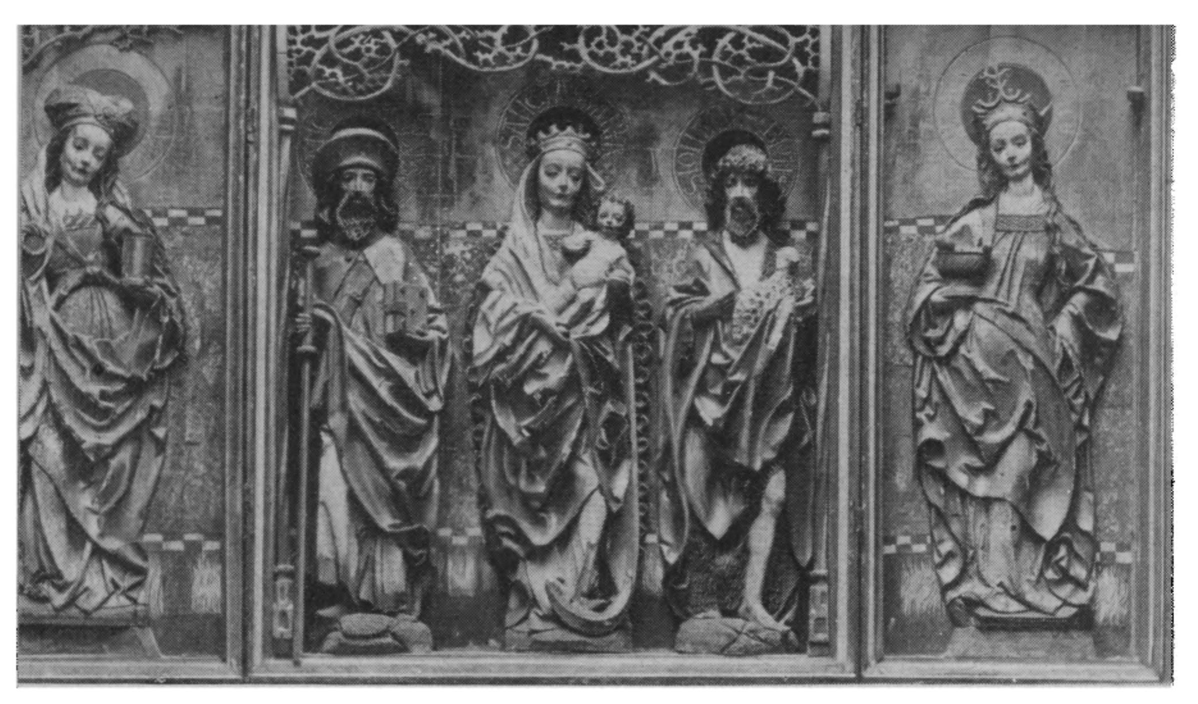
Die Schaffenszeit des „Bildschnitzers“ umfaßt die Jahre von etwa 1496 bis 1504. In diesem knappen Jahrzehnt entwickelte er seine persönliche Art. In dem frischen Impuls und der Nachwirkung der Wanderschaft sieht Hentschel das Charakteristische dieser Periode. Der Steinsdorfer Marienaltar von 1497 steht am Anfang. Die mädchenhafte Muttergottes trägt deutlich die Züge von Riemenschneiders Neumünsterer Bildwerk, der heilige Martin ist dem Schongauer Stich B 57 verpflichtet. Breuer hat in seiner gesamten Schaffenszeit immer wieder die Muttergottes dargestellt. Charakteristisch ist, wie ihr Antlitz im Laufe von 25 Jahren immer älter wird. Wahrscheinlich hat Breuer die Marienfiguren nach seiner Frau gebildet.

Der nächste Schritt führt zu dem ebenfalls dreifigurigen Söllmnitzer Altarschrein von etwa 1498. Der Hirschfelder Altar erhöht die Figurenzahl auf fünf, bleibt aber in der liebevollen Durcharbeitung gegenüber seinen Vorgängern zurück. Erst das folgende Werk in Klein-Olbersdorf bedeutet einen Fortschritt, indem Breuer die drei Figuren auf ihren Kern vereinfacht.

Sein erstes Hauptwerk schuf er um 1500 für den Hochaltar der Marienkirche in Zwickau. Der Unternehmer des Werkes war aber wohl nicht Breuer, sondern der Maler Hans Hesse, der Staffel, Flügel und Rückseite mit Leimfarbendarstellungen aus der Legende des Nikolaus schuf und die Fassung der Schnitzfiguren besorgte, während für Breuer die fünf Schreinfiguren, die verlorengegangenen Figuren des Auszuges und das Laubwerkgerank verblieben. Überragend erscheint die Muttergottes. Alles, was Generationen der spätgotischen Meister ersonnen hatten in der Kunst der reichen Faltenpracht, ist hier aufgeboten. Das Charakterisierungsvermögen Breuers offenbart sich in den Köpfen der Heiligen. Ganz nahe zu diesem Altar tritt die Anna Selbdritt aus Weißenborn. In der Nachfolge des Nikolausaltars stehen der Marienaltar mit seinen Nachbarn von 1502/1503 in Gnandstein und die Muttergottes von Lauterbach. Ein besonders kleiner Altar von 1504 mit nur einer Figur, einer Anna Selbdritt, im Schrein und einer Auszugsfigur, einem Michael, befindet sich in Nauhain.



„Beweinung Christi.“ Zwickau, Marienkirche



Flügelaltar. Mülsen St. Jacob, Kirche

Neu im Werk Breuers tritt uns in den Resten des Altars der Johanneskirche in Chemnitz das Bild des Gekreuzigten entgegen. Bereits vorher waren in Neumark und Lugau zwei überlebensgroße Triumphkreuze entstanden, denen später noch drei weitere in Gersdorf, Grumbach und Bernsdorf folgten. Von keinem anderen Meister des Landes sind so viele Kruzifixe nachzuweisen. Sie stehen in ihrem formalen Ausdruck zwischen den Extremen einer übertriebenen Leidens- und Elendsdarstellung und einer schönen, kühlen Aktfigur. Der Christus im Elend, um 1500 entstanden, jetzt in Freiberg, für den es nur mitteldeutsche Vorläufer gibt, war nicht für den Altar bestimmt, sondern zur Aufstellung in Ecken und Nischen gedacht. Im übrigen zeigt auch er die gleiche geistige Haltung.

Die überragendste Einzelfigur aber schuf Breuer 1502 in der Beweinung Christi für die Zwickauer Marienkirche. In ihr erreichte sein Werk den Höhepunkt. Später gelang ihm kein ähnlicher Wurf mehr. Mit Recht wird die Beweinung in jeder Kunstgeschichte beschrieben. Sie gilt als eines der letzten und charakteristischsten Beispiele des Spättyps der sogenannten Vesperbilder. Das Aufbauschema hat unser Meister von Riemenschneider übernommen. Aber seine Maria klagt nicht still neben dem Toten, sondern sie ist über ihm zusammengebrochen. Die Auffassung bleibt durchaus menschlich. Es sind menschliche Gestalten mit menschlichem Gefühl und Gebaren, dem Leben abgelauscht, aber zu vollgültiger künstlerischer Form erhoben.

1504 eröffnete Breuer seinen Werkstattbetrieb und wurde nun selbst Unternehmer. In dieser zweiten Hälfte seines Lebens ging sein Schaffen mehr in die Breite als in die Tiefe. Die wirklichen Höhepunkte fehlen in der langen Reihe der folgenden Altäre und sonstigen Aufträge. Aber war er vorher nur der tüchtige Figurenschnitzer, so ist er jetzt für das plastisch - architektonische Gesamtkunstwerk verantwortlich. Er hält sich weiter an das landesübliche mitteldeutsche Schema und behält im allgemeinen die Dreizahl der Schreinfiguren bei. Leider ist kein vollständiges Altarwerk von Breuer auf uns gekommen, doch sie werden etwa wie die Gnandsteiner Altäre zu denken sein. Die Gestaltung von Schrein und Flügeln ist aber an etwa zwanzig erhalten gebliebenen Werken genau abzulesen. Originell zeigen sich die Breuer-Altäre in ihrer farbigen Erscheinung mit Gold, Rot und Weiß als vorherrschenden Tönen, während das teure Ultramarinblau fast völlig fehlt! Drei Stilstufen von je etwa fünf Jahren Dauer lassen sich aus Breuers Werkstattperiode herauskristallisieren. Die erste fällt — immer nach Hentschel — durch ihre gerundeten Linien auf, die zweite Stufe kann man als spätgotischen Barock bezeichnen, die dritte bringt die Betonung des Körperlichen, wie es die Renaissanceeinflüsse erforderten, die sich auch in Sachsen bemerkbar machten. Die heilige Barbara von Lichtentanne, um 1509 entstanden, ist das markanteste Beispiel der ersten Phase. Für die zweite, die des spätgotischen Barock, sind die Altäre und Figuren von Hartmannsdorf, Mülsen St. Jacob, Callenberg, Dobia und Niedercrinitz zu nennen. Die Proportionen gehen bei ihnen in die Breite, und in der Steigerung der Bewegung erreicht des Meisters Virtuosität in der Sprache des Gewandes einen neuen Höhepunkt. In der dritten Stufe endlich neigt sich in dem Widerstreit zwischen Körper und Gewand, der die spätgotische Plastik kennzeichnet, die Waagschale dem Siege des ersten zu. Die Apostel im Vielauer Altar sind die beiden schönsten Vertreter dieser Art und vereinigen alle Vorzüge der zweiten und dritten Phase.

An überragenden Einzelfiguren seien der Christophorus vom Gersdorfer Altar, die Schönauer Muttergottes und die heilige Anna aus Härtens-

dorf genannt. In ihnen ist nichts von der Routine zu bemerken, der Breuer bei dem Umfange seiner Aufträge sonst nicht immer entgangen ist. Noch der Vielauer Altar von 1515 zeigt den Meister in voller Schaffenskraft. Erst um 1517/18 tritt hier ein Wandel ein, und die Qualität der Arbeiten sinkt ab. Ein Beispiel dafür ist der mit voller Namensinschrift des Meisters versehene Altar von Culitzsch aus dem Jahre 1520.

Als Hauptwerk aus Breuers Spätzeit ist der Altar von Weißbach, 1518, zu nennen, der den Salvator mundi als Mittelfigur zwischen Aegidius und Quirinus zeigt. Als letzter erscheint der Altar von Kirchberg, 1521; er wird kaum mehr eigenhändig sein. Warum der Meister nicht mehr selbst Hand angelegt hat, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Ein Jahr nach der Fertigstellung des Kirchberger Altars, 1522, setzte in Zwickau die Reformation ein, und man begann die Altäre abzubrechen. Die Katholische Kirche, für die Breuer all seine Werke geschaffen hatte, bestand in Sachsen nicht mehr; der Meister blieb wie viele andere Künstler ohne Aufträge.

Die zentrale Aufgabe der Plastik verschob sich in der folgenden Zeit auf das architektonisch gerahmte Epitaph. Als Material verwendete man nicht mehr das Holz, sondern den Stein; an die Stelle des Schnitzers trat der Steinmetz. Nur wenigen der alten Meister gelang es, sich umzustellen. Breuer gehörte nicht zu ihnen. Seine Aufgabe war erfüllt, und er blieb stumm während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens, bis auf das anfangs schon genannte kleine Kruzifix für die Zwickauer Ratsstube.

KARL BAUMGARTEN

Der Warnemünder und sein Haus

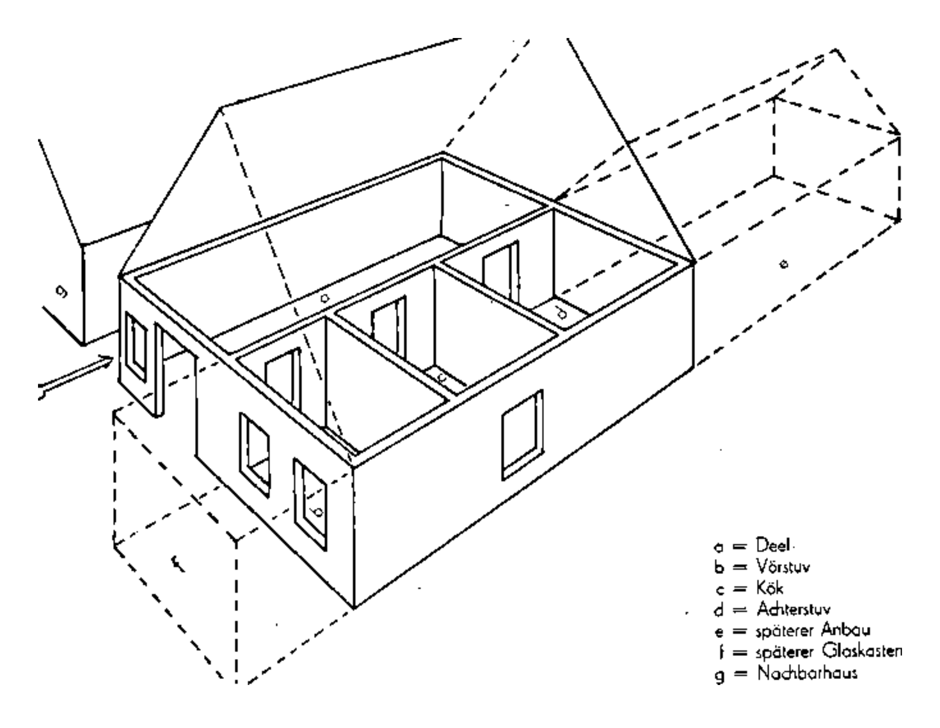
„Finkenwärder ist doch wohl ein Land für sich“, so läßt der Dichter Rudolf Kinau den dorffremden Lehrer in seiner kleinen, köstlichen Erzählung „Kinnertied“ sagen. Wahrhaftig, solch ein Land für sich war auch einmal unser Warnemünde, der Vorhafen von Rostock.

Da war zunächst einmal die Sprache. Durch ihre „Entrundung“, wie der Wissenschaftler solche Eigenart der Mundart zu nennen pflegt, hob sie den Warnemünder deutlich aus seiner mecklenburgischen Umgebung heraus. „Peer man nich mit'n Tiffel inne Pitt!“, ja, das war einmal „Werminnersch“, die Mundart der Bewohner dieses Ortes. Und dann war dort die „Warnemünder Tracht“! Wohl war sie dunkel wie die der Hägerortschen „swart-büxt Buern“, doch besaß sie daneben ihre besonderen, eben „Warnemünder“ Eigenarten. Vor allem wurde immer wieder von Kennern die Kleidsamkeit der Frauentracht gerühmt.

Und so könnte ich noch manches andere nennen. Doch will ich mich darauf beschränken, am Warnemünder Fischerhause die Eigenart der Warnemünder Kultur zu zeigen.

Betrachten wir zunächst einmal das Alt-Warnemünder Haus des frühen 19. Jahrhunderts, wie es uns noch ältere Bilder, z. B. das der Hafeneinfahrt von 1825, zeigen. Das alte Warnemünder Fischerhaus war ein Giebelhaus, d. h. es kehrte der Straße immer die schmale Seite, die Stirnseite, zu. Seine Baumaterialien entstammten der heimischen Umgebung. Das Holz des Balkenwerks war in der Rostocker Heide geschlagen, der Lehmauftrag der Wände war an der Stoltera, der Steilküste in der Nähe von Warnemünde, gegraben, das Stroh des Daches war den Bauern aus Diedrichshagen, dem nächsten Dorfe, abgekauft, wenn es der Fischer nicht vorzog, sich das Rohr für sein Dach selber wintertags auf dem Breitling zu schneiden. Auf dem First des Hauses aber ritten, wie wir es in der weiteren Umgebung von Warnemünde heute noch vielfach antreffen, die Dachhölzer, eichene Knüppel, „Hingels“ genannt.

Durch die Haustür, in deren Oberlicht zumeist die Initialen des Hausbesitzers eingeschnitzt waren, gelangte man auf die „Deel“, einen langen, auf der einen Seite längs durch das ganze Haus verlaufenden Flur. Von ihm führten drei Seitentüren in die eigentlichen Innenräume. Trat man durch die erste, so befand man sich in der „Vörstuv“, dem größten Raum des Hauses. Er war gleichzeitig Wohn-, Arbeits- und Schlafraum der Eltern. An ihn schloß sich, ebenfalls nur über die „Deel“ erreichbar, die „Kök“, ein dunkler Mittelraum, der lediglich durch ein kleines Seitenfenster sein spärliches Licht erhielt. In ihm stand der Herd mit der „Klock“, dem großen Rauchfang, in den die Warnemünder die Flundern und Dorsche zum Räuchern hängten. Von diesem Herde aus wurde auch der Ofen in der „Vörstuv“ beheizt, eine Ofenform, die wir auch aus dem mecklenburgischen Bauernhause kennen und die man dort als „Bilegger“ bezeichnet. Als letzter Raum schloß sich an die Küche die „Achterstuv“, das Schlafzimmer der Kinder. An das eigentliche Haus in Richtung der Längsachse angebaut, jedoch schmaler als dieses, damit der hintere Ausgang der „Deel“ nicht versperrt wurde,



waren bisweilen eine „Kamer“ für die Fischereigeräte, eine weitere für den Altenteiler und ein Stall für ein paar Ziegen oder eine Kuh.

In der eben geschilderten Ausprägung steht das alte Warnemünder Fischerhaus vor uns als Endform einer langen Entwicklung, einer Entwicklung, deren einzelne Glieder wir leider in Beispielen heute nicht mehr besitzen. Fünf Großbrände, nämlich die der Jahre 1579, 1605, 1656, 1718 und 1778, vernichteten stets einen Großteil des Ortes und damit die für die Volkskunde so aufschlußreichen älteren Entwicklungsstufen. Es bleibt uns daher, wollen wir die Urform des Warnemünder Fischerhauses kennenlernen, kein anderer Weg, als aus diesem auf uns gekommenen älteren Hause durch Fortstreichen aller vermutlich späteren Zutaten die Urform herauszuschälen. Das Ergebnis solcher Untersuchung aber zeigt dann, daß wir gerade im Warnemünder Fischerhause eine bezeichnende Besonderheit der Eigenart dieses Ortes vor uns haben. Ich weiß nicht, wann man es dem Warnemünder einmal gesagt hat, aber seit dieser Zeit hält er sein Haus für ein friesisches und leitet daher sein Volkstum auch vom Friesentum selbst ab. Und dabei ist sein Fischerhaus so niedersächsisch wie das Haus der Bauern von Diedrichshagen oder dem benachbarten Lichtenhagen, nur hat es, eben auf Grund der besonderen Bedingungen des Ortes Warnemünde, sein selbständiges Gepräge erhalten. Das Niedersachsenhaus besitzt, wie bekannt, einen längsgerichteten, dreischiffigen Innenraum, eine breite Diele und, daran beidseitig angehängt, die Abseiten. Diese Seitenräume stehen nun durchaus nicht in so festem Zusammenhang mit der Diele, dem Kernraum des Hauses, wie man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, nein, sie können unter gewissen Voraussetzungen „abgeworfen“ werden. Das erleben wir z. B. beim Entstehen der mecklenburgischen Scheune. Das gleiche aber sehen wir auch am Anfang der Entwicklung des Warnemünder Fischerhauses. Die Urform des Warnemünder Fischerhauses ist somit ein „abseitenloses Niedersachsenhaus“.

Die Voraussetzung, die hier in Warnemünde das „Abwerfen“ der Abseiten erzwang, war der geringe Baugrund, der für das einzelne Haus nur zur Verfügung stand. Er maß nicht mehr als 26 bis 28 Fuß (rund 7,50 m) Breite an der Straße, und von dieser Breite mußte der Feuersgefahr wegen noch ein Durchgang von 6 Fuß, die „Tüsche“, abgetrennt werden. Das Fortlassen der Abseiten konnte in Warnemünde bedenkenlos geschehen, besaß doch der Fischer nicht das Vieh, die Abseiten zu füllen. Seine einzige Kuh oder seine paar Ziegen brachte er mit im Einraum seines Hauses unter. Es ist also nichts mit dem alten Friesenhaus. Nein, die wirkliche Urform des Warnemünder Fischerhauses bestand aus dem Einraum der niedersächsischen Diele, der auch den offenen Dachraum mit einschloß. In ihm spielte sich um den schornsteinlosen Rauchherd das häusliche Leben der Warnemünder ab, hier stand auch irgendwo in einer Ecke der Verschlag für das Vieh des Fischers. Als dann aber im Laufe der Jahrhunderte die Wohnkulturellen Ansprüche stiegen, wurde zunächst mit einfachen Brettern die „Vörstuv“ aus dem Einraum ausgeschieden. Sobald dieser Sonderraum einen Ofen erhielt, war die Stellung des Herdes an der Rückwand der Stube infolge der festen Zuordnung von Herd und Stube gegeben. Wurde später noch eine weitere Stube, die „Achterstuv“, abgetrennt, so war die für das Warnemünder Haus kennzeichnende dunkle Mittelküche entstanden. Damit befinden wir uns schon im 18. und 19. Jahrhundert.

Die anschließende Entwicklung ist schnell geschildert. Schon immer war die lichtlose Küche als störend empfunden worden. In den helleren hinteren Anbau aber konnte sie erst zu dem Zeitpunkt verlegt werden, als der Schornstein ins Warnemünder Haus Eingang gefunden hatte. Der hierdurch frei werdende Mittelraum diente nun vielfach als Kammer, aber auch als Bettstube, wie wir vielleicht die sonst übliche Bezeichnung „Alkoven“ verdeutschen können.

Am Ende des 19. Jahrhunderts wird Warnemünde Badeort. Die „Berliner“ stellen ihre Ansprüche, und der Warnemünder richtet sich danach. Er tritt den Fremden seine Vorderstube ab und läßt für sie auf dem mit Steinmosaik ausgelegten Hausvorplatz eine Veranda, den „Glaskasten“, aufführen. Leider ist man später vielfach dazu übergegangen, das alte Giebelhaus niederzureißen und Querhäuser, „Dwarshüser“, an seiner Stelle entlang der Straße zu errichten. So müssen wir schon ein wenig nach den alten Häusern suchen. Aber noch sind einige von ihnen vorhanden. Wer das rechte Verständnis für ihre Eigenart besitzt, wird in ihnen eine der letzten Altwarnemünder Besonderheiten zu schätzen wissen.

OTTO LINK

Vom Kasperlspiel zum Theater mit Puppen

Das Puppenspiel, eine alte Kunst, ist Gemeingut der Völker. In aller Welt ist die lustige Person die Hauptgestalt des Puppenspiels. Sie verkörperte ursprünglich die kritische und fortschrittliche Stimme des Volkes, sank aber später zum bloßen Possenreißer herab und verlor damit ihre Bedeutung als Sprecher der Unterdrückten. Zwar genoß sie oftmals in den Spielen noch weiter die Narrenfreiheit, doch war diese dann nur ein billiges Ventil des Auflehnungswillens gegen die Herrschenden. In Deutschland war die lustige Person früher der Pickelhäring, der vom Hanswurst und später vom Kasper abgelöst wurde.

Als Kasper beherrschte die lustige Person das Geschehen im Puppenspiel schließlich so sehr, daß oftmals das Puppenspiel schlechthin als Kasperltheater bezeichnet wird, wobei den Worten „Kasperltheater“ und „Kasperei“, wenn sie in übertragenem Sinne gebraucht werden, die Bedeutung von etwas Minderwertigem, Verächtlichem beigelegt wird. Durch seine manchmal sehr derben Späße, seine Prügeleien, die eine recht primitive Lösung des Kampfes gegen das Schlechte, das Bedrückende darstellten, verdarb Kasper das deutsche Puppenspiel zum Kasperltheater. Das trifft in besonderem Maße auf das Handpuppentheater zu, das in seiner Form, in seinen Figurentypen, in seinen Spielinhalten Erstarrung und Rückständigkeit zeigte.

Als ältestes bildliches Zeugnis für das Handpuppenspiel in Europa können wir eine Miniatur des flämischen Zeichners Jehan de Grise aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ansprechen. Wir sehen schon dort eine kleine Handpuppenbühne, in der höchstens ein Spieler Platz hat, der zwei Figuren, von denen die eine mit einem Prügel bewaffnet ist, nahe der Spielleiste auftreten läßt. Es ist das die gleiche primitive Form der Darbietungen, wie wir sie gelegentlich auch heute noch finden, und deutlicher als durch diese Miniatur kann beinahe nicht gezeigt werden, daß das Handpuppentheater in sechs Jahrhunderten kaum eine Wandlung erfahren hat.

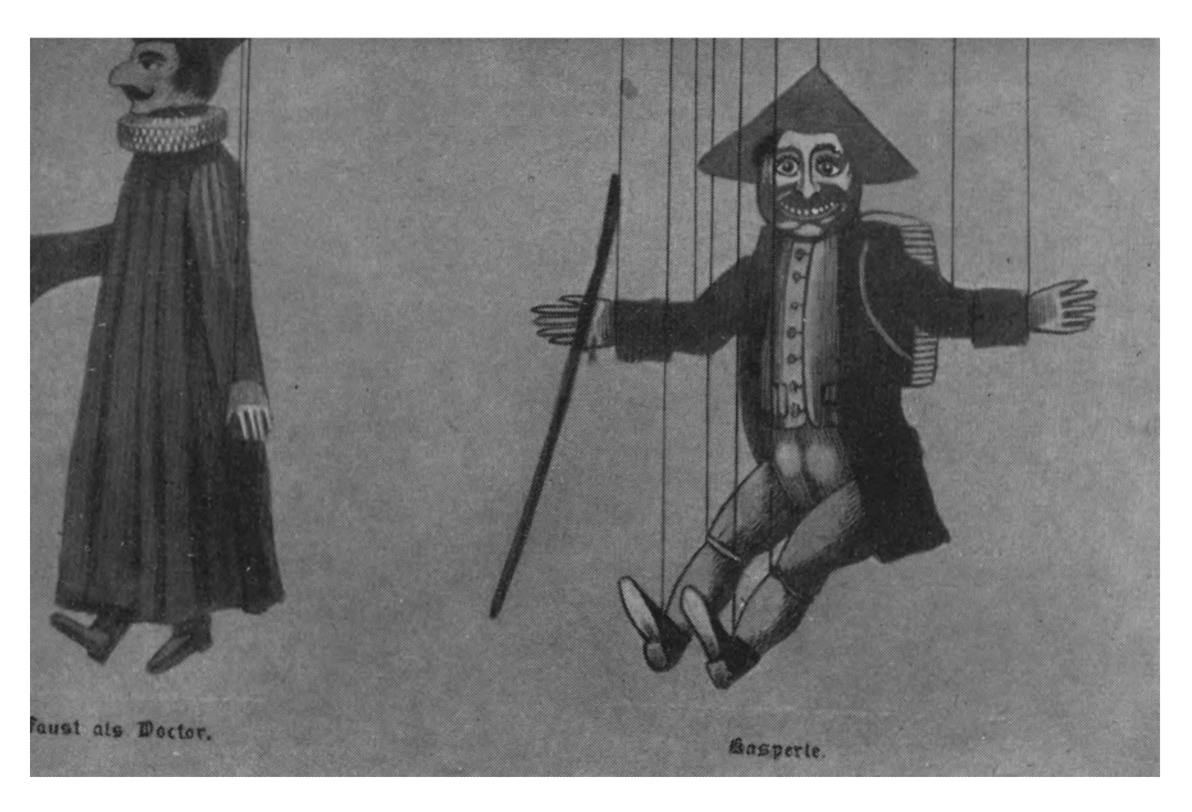
Auch die zweite Form des Puppenspiels, das Marionettenspiel an Fäden, wie es in Sachsen besonders als volkstümliches Wandermarionettentheater seit Jahrhunderten heimisch ist, zeigt eine solche Erstarrung. Seine noch heute übliche Bühnenform, die Gassenbühne, ist eine verkleinerte Barockbühne, die Dekorationen und die Figuren atmen immer noch den Geist des Barocks.

In besonderem Maße offenbart sich die Rückständigkeit im Spielplan der Bühnen. Neben Stoffen der Weltliteratur (Doktor Faust, Don Juan, Medea) finden wir in ihm Überbleibsel der geistlichen Spiele (Joseph und seine Brüder, Judith und Holofernes). Die Wiener Hanswurstkomödie hinterließ ihre Spuren (Kasper als Kesselflicker und ähnliches). Besonders ist es aber die Räuber- und Ritterromantik, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert einen sehr breiten Raum einnimmt, und auch das Schauerdrama kommt nicht zu kurz. In den Spielen werden Fürsten und Geistliche verherrlicht, der Diener- und Vasallentreue wird ein Loblied gesungen. Wohl finden wir vereinzelt auch Versuche, Anklage gegen soziale Zustände zu erheben, doch überwiegt zum Schluß meist die Rührseligkeit. Anleihen bei der zeitgenössischen Literatur der verschiedenen Perioden führten dazu, daß manches Bühnenstück, dessen Verfasser in der Literaturgeschichte kaum noch erwähnt wird, verballhornt im Puppenspiel weiterlebt. Das Märchenspiel für Kinder, das heute vielfach als die eigentliche Domäne des Puppentheaters gilt, ist früher den Puppenbühnen fremd gewesen, die sich an die Erwachsenen, nicht an die Kinder wandten.

Das Bestreben der Spieler, überall die Figur des Kaspers in die Stücke hineinzuflicken, um dem Publikum Zugeständnisse zu machen, ihr oftmals festzustellendes Unvermögen, geeignete Bearbeitungen zu liefern, und mangelnder Kunstwille führten dazu, daß die Darbietungen kitschig wurden.

Faust und Mephisto im Handpuppentheater von Karl Schröder





Faust und Kasper des Puppenspielers Guido Bainerschky
(Reproduktion aus Hamm „Das Puppenspiel von Dr. Faust“, 1850)

Jedenfalls hat das volkstümliche Marionettentheater, mit den Wanderkomödianten seit 1600 eng verbunden, im Laufe der Jahrhunderte seinen Charakter kaum verändert. Ursprünglich Theater der Massen, auch des Bürgertums, dem die prunkvollen Hoftheater der Fürsten verschlossen waren, sank es nach dem Siege der bürgerlichen Revolution über den Feudalismus zum Vorstadttheater herab und ging schließlich im Jahrmarktstrubel unter oder verkroch sich in Bauemwirtshäusern. Es erhielt den Nimbus der Landstraßenromantik. Die Bühnen vererbten sich durch Geschlechter hindurch.

Es soll aber nicht verkannt werden, daß trotz aller Mängel das volkstümliche Marionettentheater mit dazu beigetragen hat, die alte Puppenspielkunst zu erhalten, sie nicht völlig absterben zu lassen. Es soll anerkannt Werden, daß es in Dörfer und entlegene Gegenden einen Hauch der großen Welt brachte, nicht nur für einen Abend, sondern oftmals für Wochen, und daß es für viele Menschen überhaupt die einzige Form war, in der sie dramatische Kunst kennenlernten.

Selbstverständlich sank das Puppenspiel nicht überall gleichmäßig herab. Es hat immer einzelne Spieler gegeben, die Beachtliches leisteten, wie etwa den durch seinen „Faust“ bekannten Geißelbrecht, den Mechanikus Schütz aus Potsdam, den Spieler Eberle, alle aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es gab welche, die dem Puppentheater einen neuen Aufschwung gaben, wie den Kölner Christoph Winters, der von 1802 an eine neue Puppenform, die Stockpuppe, einführte, die in Westdeutschland im Hänneschentheater sich großer Beliebtheit erfreut.

Die Bitte des Münchener Vereinsaktuars Josef Schmidt an Franz von Pocci im September 1858, ihm bei der Errichtung seines Marionettentheaters durch Veredelung des Spielgutes behilflich zu sein, und die Zusage des Dichters leiten eine Erneuerung des Marionettentheaters ein, die namentlich in den letzten Jahrzehnten durch die Versuche von Künstlern wie Aicher, Barthold, Binter, Brann, Gerhards, Kastner, Puhonny, Siegel u. a. zu der heutigen künstlerischen Form des Puppentheaters in Deutschland führten.

Auch auf dem Gebiete des Handpuppenspiels setzte durch Spieler, die aus der Jugendbewegung kamen, neues Leben ein. Max Jakob, Max Radestock, Oswald Hempel, Carl Schröder sind einige der Bahnbrecher. Sie waren es, die das zusammenhängende Spiel, das unter Umständen literarischen Ansprüchen genügen konnte, an Stelle der einzelnen selbständigen und lose aneinandergefügten Szenen, die von der Figur des Kaspers notdürftig verbunden und zusammengehalten wurden, auf den Spielplan brachten. Sie waren es auch, die neue Figurentypen schufen, sie von der Spielleiste lösten, die Tiefe der Bühne für die Puppen eroberten und damit die Möglichkeit gaben, von der „Einmannki'ste“ loszukommen und mehrere Spieler zu beschäftigen. Dadurch kam mehr Leben ins Spiel. In der Zusammenarbeit mit Lehrern gaben sie dem Kasperltheater ein pädagogisches Ziel, suchten den prügelnden Helden aus dem Puppentheater zu verbannen, ihn zu veredeln.

Trotz beachtlicher Leistungen und auch Opfer gelang es all den Neuerern nicht, dem Puppenspiel den ihm gebührenden Platz unter den Künsten zu verschaffen, ihm die Massen zu erobern. Die Erneuerung wurde in der Hauptsache von der Form her versucht, erstreckte sich nicht so sehr auf den Inhalt der Spiele. So kam es, daß das deutsche Puppenspiel zum Teil überflügelt wurde von dem



Stabpuppen von Paul Holzig aus „Der fröhliche Sünder“

anderer Länder, in denen die Beziehungen zur Gegenwart innerhalb der Spiele sich nicht nur in gelegentlichen Anspielungen erschöpften, sondern auf das ganze Stück nach Inhalt und Form einwirkten.

Der Stalinpreisträger Sergej Obraszow, Leiter des Staatlichen Zentralen Puppentheaters in Moskau, schrieb vor Jahren in seinem Werke „Der Schauspieler mit der Puppe“ über seine Ziele: „Ich will beweisen, daß das Puppentheater eine ernsthafte und notwendige Kunstform ist, daß es völlig unserer Zeit gemäß ist und durch keine andere Theaterform ersetzt werden kann.“ Vor Jahresfrist zeigte er in einem mehrwöchigen Gastspiel in der Deutschen Demokratischen Republik der breiteren Öffentlichkeit, welche Wirkungen mit Puppen erzielt werden können. Er wirkte revolutionierend auf die deutschen Puppenspieler ein, die seine und seiner Mitarbeiter Kunst bewunderten. Es dürfte keinen unter ihnen geben, der nicht reiche Anregungen empfangen hat. Im Laufe des Jahres, das seitdem verflossen ist, haben sich unsere Puppenspieler mit den Problemen ihrer Kunst besonders beschäftigt; wohl jeder hat den Gedanken einer Umgestaltung seiner bisherigen Darbietungen erwogen. Obraszow wurde Vorbild für neues Schaffen, auf seinen Spuren suchten andere zu wandeln. Zwei Puppenbühnen Sachsens sind bisher mit ihren Bemühungen, ein neues Puppenspiel zu schaffen, an die Öffentlichkeit getreten. Paul Holzig, der Leiter der Bärenfelser Puppenspiele, tat es im Spätsommer mit der Gestaltung des Spieles „Der fröhliche Sünder“, in dem er einen neuen, fortschrittlichen Inhalt in guter, edler Form darstellte. Die neu-

gegründete Städtische Puppenbühne in Chemnitz, die unter der Leitung von Gerhard Diezmann steht, gab Anfang Dezember als ihre Erstaufführung „Die Entführung aus dem Serrail“. Beide Bühnen verwendeten Stabpuppen, die nach dem Vorbild der Obraszowschen Puppen gebaut sind, doch keine sklavischen Nachahmungen darstellen. Während das Bühnenbild der Chemnitzer Aufführung noch Anklänge an die alte überlieferte Form aufweist und die Bühne vorläufig auch noch eines besonderen Bühnenraumes zum Aufbau bedarf, ist Holzig auch hier völlig neue Wege gegangen und hat eine neue Form der Drehbühne für das Puppentheater konstruiert. Beachtliches ist von beiden Bühnen geboten worden, wenn auch noch nicht die Leistungen erzielt werden können, die Obraszow mit seinen jahrzehntelangen Erfahrungen und einer eingespielten Künstlerschar erreicht.

Eine Gefahr besteht aber, wie aus den Versuchen anderer Spieler ersichtlich ist: Man ist wieder geneigt, die Form zu überschätzen und den Inhalt zu unterschätzen. Man glaubt, allein durch die Verwendung der Stabpuppe das Puppenspiel auf neuen Wegen zu schaffen, ohne von dem fortschrittlichen Bewußtsein, das aus den Darbietungen Obraszows spricht, erfaßt zu werden. Form und Inhalt, müssen in Einklang stehen, und das kann ebenso mit der Handpuppe erreicht werden wie mit der Fadenmarionette oder der Stabpuppe. Auf den Spuren des Alten, Bewährten mit neuen Techniken, neuem Repertoire weitergehen, das gilt es, um vom Kasperlspiel zu einem Theater mit Puppen zu gelangen.

KURT GENTZ

Der Kiebitz ruft - die Störche ziehn

Mit zwei Aufnahmen des Verfassers

Kommt mit zur Kiebitzwiese — zur Wiese der Ostereier! Ich kenne sie schon viele Jahre. Sie liegt am Rande eines großen verlandenden Teiches. Kiefern- und Birkenmischwald säumt sie auf der einen Seite, nach Osten zu geht sie in die blanke Teichfläche über, die hier und da von schütterem Altschilf unterbrochen wird.

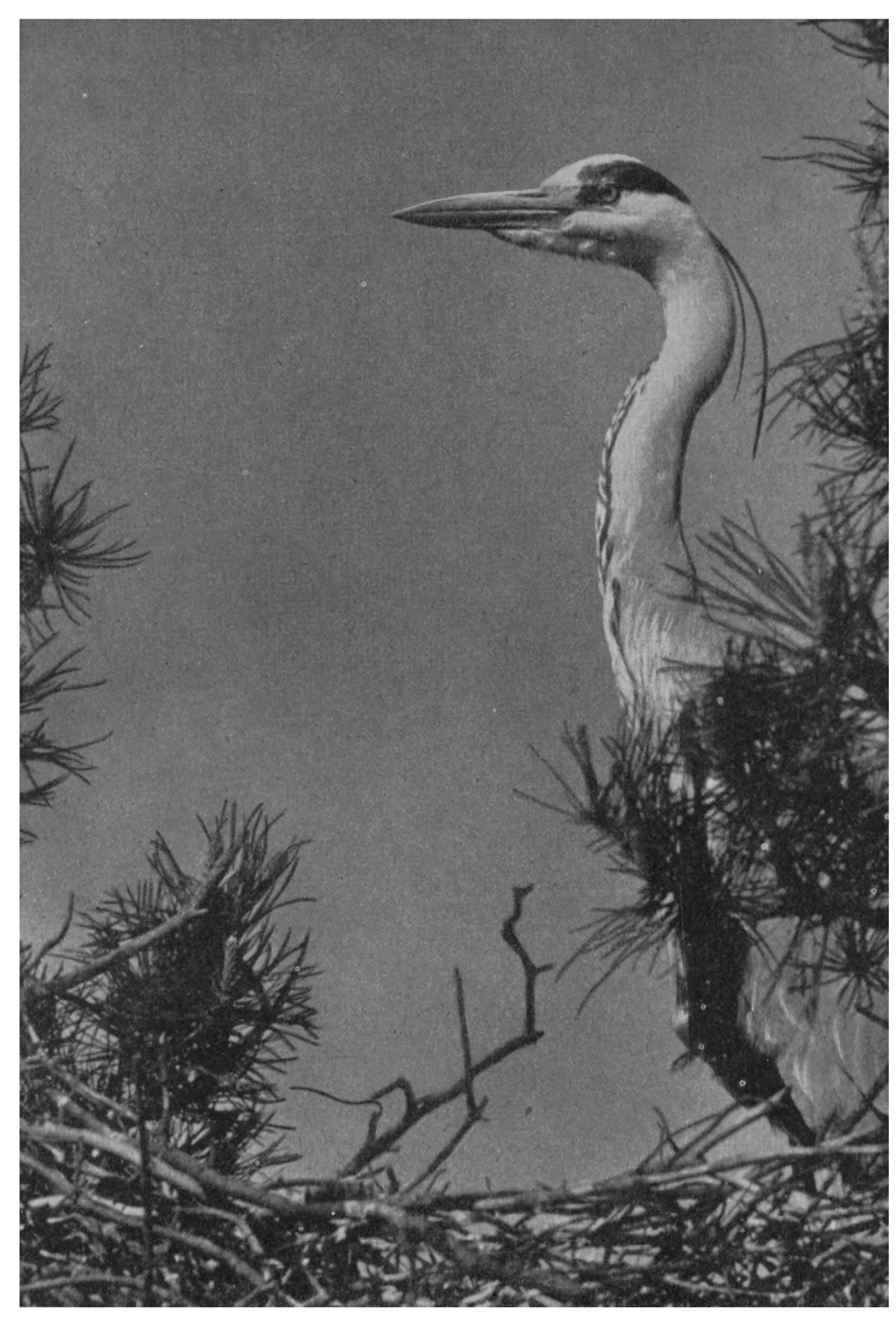
Jedes Jahr im April, an einem so schönen Tag wie dem heutigen, habe ich sie besucht, sie und meine gefiederten Freunde. Meistens grüßt mich auf dem Weg dahin ein Storchenpaar, das aus seinen afrikanischen Winterquartieren wieder zum sparrigen Nest auf dem alten strohgedeckten Bauernhaus zurückgekehrt ist.

Wir stehen am Rande der quietschnassen Wiesenfläche. Vom Gipfel einer einzelnen Fichte am Rande des Mischwaldes schmettert eine Schwarzdrossel ihre schönen Strophen. Dazwischen klingt das schmelzend-perlende Lied des Rotkehlchens. Am lehmigen Steilufer des kleinen Bachlaufes, überall zwischen dem vorjährigen Gras und dem niedrigen Brombeergestrüpp, leuchten die gelben Blüten des Huflattichs. Ein Weidenbusch prangt im Schmuck seiner unzähligen Kätzchen, umsummt von einem Heer von Bienen. Ob sie schon da sind, die Kiebitze, diese drolligen Charaktervögel sumpfiger Wiesen, feuchter Viehweiden, verlandeter Teiche und Moore?

Da sehen wir auch schon einen mit trippelnden Schritten zwischen den niedrigen Blüten umherlaufen. Wie angewurzelt bleibt er stehen, pickt blitzschnell auf den Boden, dahin, dorthin, steht einige Sekunden aufrecht — die Federholle wird vom kräftigen Aprilwind in die Höhe geblasen — eilig weiter. Ein zweiter hat uns erspäht, fliegt auf, uns entgegen. „Kiwitt, witt, witt“, schreit er aufgeregt, umfliegt uns im Gaukelflug, sich von einer Seite auf die andere werfend. Keine Angst, kleiner Kiebitz, wenn wir dir jetzt auf der nassen Wiese, wo uns das eiskalte Wasser bis zu den Knöcheln geht, einen Besuch abstatten! Kaum sind wir 20 Meter mit den bloßen Füße, immer wieder im weichen Wiesenboden einsinkend, dahingepatscht, erhebt sich ein weiterer Kiebitz, dann ein dritter, ein vierter. Jetzt haben wir fast Mühe, die aufgeregt aus der Luft rufenden Vögel zu zählen, die uns umflattern. Plötzlich klingt zwischen den zahlreichen Kiwitt-Rufen ein anderer, hellflötender Ton. „Talüdd, lüdd, lüdd“, begrüßen uns ein paar Rotschenkel, Frühlingsboten wie die Kiebitze. Beide, Kiebitz und Rotschenkel, brüten hier einträchtig nebeneinander auf halbwegs trockenen Stellen der nassen Wiese auf ihren Eiern, die nur ein Kundiger unterscheiden kann.

Als wir die Wiese, begleitet vom Schwarm der Kiebitze, wieder verlassen, fliegt erschrocken mit lautem „Käätsch“ eine Bekassine vor uns auf. Im gleichen Augenblick meldet sich aus der Luft mit hellem, meckerndem Ton das Männchen, das seiner Stimme wegen vom Volksmund auch Himmelsziege genannt wird.

Kiebitze, Rotschenkel und Bekassinen sind nicht die einzigen Frühlingsgäste, die wir bereits im April an unseren Teichen, in unseren Niederungen und Mooren antreffen können. Schon seit einigen Wochen sind die Bleßhühner wieder da. Auf der freien Wasserfläche des angrenzenden Teiches tummeln sich Stock- und Tafelenten. Mit klingelnden Flügelschlägen — ähnlich dem Geklingel kleiner Schellen — streicht ein Schoof schwarz-weißer Schellenten über uns hinweg, fällt jenseits des Teichdammes wieder ein. Niemals werdet ihr ein



Mißtrauisch sichernd steht der Fischreiher auf dem Horst

Schellentennest in Rohr oder Schilf finden. Die Schellenten sind hinsichtlich ihres Nestbaues, im Unterschied zu allen übrigen heimischen Entenarten, ganz aus der Art geschlagen. Sie brüten immer in Baumhöhlen, oft 10 bis 15 Meter hoch in natürlichen Höhlen, oft in verlassenen Höhlen des Schwarzspechtes, aber auch in entsprechend großen Nistkästen. Sind die kleinen Schellenten geschlüpft, dann stürzt sich eins nach dem anderen, gelockt von der Mutter, die am Boden des Baumes steht, kopfüber in die Tiefe. Die kleinen Kerlchen können natürlich nicht fliegen, ihre Flügel sind noch klägliche Stummel. Statt der Federn sind die Dunenjungen mit weichem Flaum bedeckt. Eins nach dem anderen springt 15 Meter hinunter, flatternd, sich überschlagend, aber jedes landet wohlbehalten bei der Mutter, die, nachdem das letzte die Kinderwiege verlassen hat, eilig mit ihnen da-



Geduldig brütet der Rotschenkel auf seinen vier Eiern

vonwatschelt, dem schützenden Rohrdickicht des Teiches zu.
Seht, auch die Haubentaucher sind eingetroffen! Ein Pärchen der schönen stattlichen, reichlich entengroßen Vögel mit dem schlohweißen Hals, den rubinroten Augen und der schwarzen Federholle liegt kaum 50 Meter von uns entfernt auf der blinkenden Wasserfläche. Noch sind sie beim Liebesspiel, balzen Brust an Brust, bis das Weibchen sich umdreht, flügelschlagend über das Wasser flattert, gefolgt vom Eheliebsten. Dort, wo der lohgelbe Bestand des Altrohres in der Sonne leuchtet, wird in wenigen Tagen die kunstvolle kleine „Wasserburg" entstehen, auf der das Taucherweibchen thront, geduldig seine Eier ausbrütend.
Vom Walde her kommen mit tiefausholenden Flügelschlägen ein paar weitere Frühlingsgäste gezogen, Fischreiher, mit sichelförmig gebogenem Hals und weit nach hinten gestreckten Ständern. Sie können uns nicht sehen, und das ist gut so. Auf keine unserer heimischen Vögel ist in den letzten Jahrzehnten so viel Jagd gemacht worden, keinem wurden seine Nester so rücksichtslos geplündert, seine Jungen totgeschlagen, wie dem Fischreiher. Das hat sie sehr scheu und mißtrauisch gemacht. Jetzt sind sie. kaum 80 Meter von uns entfernt, im schütteren Rohrbestand, dicht neben der Kiebitzwiese, eingefallen. Sie werden hier nicht brüten. Ihre Horste stehen vielleicht Kilometer weiter auf alten Kiefern oder Buchen, inmitten einsamer, menschenleerer Wälder. Hier, am Rande der Teiche und Gräben, ist ihr Tischlein-deck-dich und ihre Welt. Unbeweglich stehen sie oft stundenlang im flachen Wasser mit eingezogenem Hals, den scharfen Blick auf die Wasserfläche geheftet. Wie ein geschleuderter Speer saust plötzlich Kopf und Hals mit dem spitzen, dolchartigen Schnabel in das Wasser, hat die Karausche oder die Schleie gepackt, reißt sie hoch, und zappelnd und schwanzschlagend verschwindet sie im beachtlich großen Reiherschlund. Freuen wir uns, daß dieser stattliche Charaktervogel unserer heimischen Teiche und Seen noch bei uns vorkommt! Der Schaden, der der Fischerei durch die Fischreiher entsteht, fällt kaum ins Gewicht, denn die Zahl der Reiher hat in den letzten Jahrzehnten stark abgenommen. Viele Jahrhunderte alte Reiherkolonien, die alljährlich zur Brutzeit Hunderte von Paaren zählten, sind bis auf wenige Paare zusammengeschmolzen. Manche Kolonien sind für immer verwaist.
Auch die große Rohrdommel ist schon da. Wir werden sie kaum zu Gesicht bekommen. Sie ist der Einsiedler der Rohrwälder. Doch da tönt laut ihr tiefer Ruf aus dem Altschilfbestand zu uns herüber. „Üh-prumb", ruft der Moorochse, wie die große Rohrdommel von den Dörflern oft genannt wird. Wirklich, es klingt wie das Brüllen einer Kuh, laut, dumpf und in dieser Umgebung, besonders nachts, wo die Dommel am eifrigsten ruft, unheimlich.
Sie alle, Kiebitze und Rotschenkel, Haubentaucher und Rohrdommeln, Fischreiher und Lachmöwen, die Himmelsziegen, die Bleßhühner, die ungezählten Scharen der Stock- und Tafelenten, sind die ersten Frühlingskünder, die wir auf unseren heimischen Teichen und Seen allerorts antreffen können. Auf ihren Schwingen haben sie den Frühling ins Land getragen. Kaum wieder daheim, dort wo sie das Licht der Welt erblickten, beginnen sie mit ihren Liebesspielen, dem Nestbauen, dem Brüten und der Aufzucht der Jungen. Bald hat sich das ganze reiche Vogelleben unserer Heimat in Busch und Moor, in Teich und Forst wieder schön entfaltet, zur Freude aller, die mit offenen Sinnen unsere Heimat und ihre Schönheiten erleben.

EWALD DÖRING

Der Veronikaberg und sein Eibenhorst

Das große Ablagerungsgebiet des Muschelkalkmeeres zwischen Jena, Erfurt, Ohrdruf und Blankenburg tritt bei Ilmenau in Thüringen nahe an das sogenannte Alte Gebirge heran. Auch das langgestreckte Buntsandsteingebiet, das parallel zum Thüringer- und Frankenwald lagert, reicht mit einem Ausläufer bis in die Nähe von Ilmenau. Eine Wegstunde von Ilmenau entfernt, dort, wo sich Buntsandstein und Muschelkalk dicht an die Zechsteinkante des Nordfußes des Thüringer Waldes heranschieben, erhebt sich der Veronikaberg (555,5 m) als südlicher Ausläufer der Kalkberge, die von Arnstadt bis Martinroda am Südwesthang des Berges reichen.

Die Gesteinsmassen des Veronikaberges setzen sich aus unterem Wellenkalk, einer Schicht gelben Kalkes und rötlichen Mergels zusammen. Der Kamm besteht aus Oolithbänken, einem körnigen Kalk. Der Südosthang wird vom oberen Buntsandstein, dem Röt, gebildet, der wegen seines Tongehaltes für Feuchtigkeit schwer durchlässig ist und so zum Quellgebiet wird. Den Kalk, den die Tagewässer beim Durchsickern durch das Gestern auflösen, setzen sie bei Berührung mit der Luft wieder ab. So findet man hier häufig verkalkte Stengelteile, Blätter und von Kalk überzogene Moose. Auch ein Kalktufflager, in Hem Abdrücke von Schnecken und neuzeitlichen Pflanzen anzutreffen sind, gibt es hier.

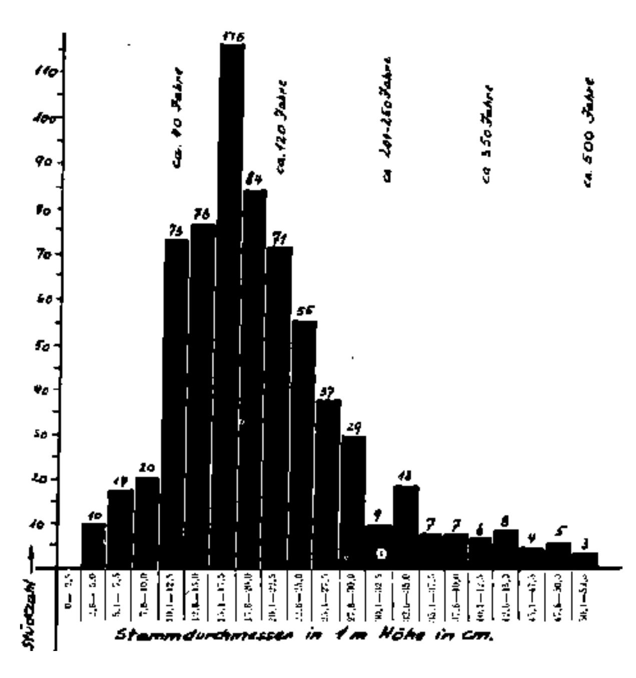
Die Quellwässer des Veronikaberges speisen den Ditterwindbach, der das Dörfchen Martinroda durchfließt. Sein Name erinnert noch heute an den verschwundenen Ort Dietrichswenden, der vor mehreren Jahrhunderten zwischen Heyda und Martinroda lag.

In alten Schriften des Klosters Ichtershausen aus dem 15. und 16. Jahrhundert wird mehrfach der „fhronbergk“ bei „mertenroda“[1]) erwähnt. In einer Amtsbeschreibung von 1647 wird der Berg ebenfalls als „Fronberg“ bezeichnet. Dieser Name deutet auf die Frondienste hin, die die Bewohner Martinrodas auf dem Berge bis ins 19. Jahrhundert ihren Lehnsherren zu leisten hatten. In einer Chronik aus dem Jahre 1703 wurde der Berg erstmalig als „Veronberg“ bezeichnet, woraus durch weitere Umbildung „Veronikaberg“ wurde. Wann und aus welchen Gründen diese Umbenennung erfolgte, ist heute nicht mehr festzustellen; die Bewohner von Martinroda aber nennen ihren Berg noch heute „Fronberg“.

Ein Teil des Waldes am Südwesthang führt die Ortsbezeichnung „Alte Kirche“. Hier sind auf dem Muschelkalk Sandsteine aufgeschichtet. Reste von Sandsteingrundmauern waren noch bis in die neueste Zeit vorhanden; es dürften die Überreste eines Kirchleins sein, das zur Siedlung „Sorge“ gehörte, die im Mittelalter hier lag und aus unbekannten Gründen verlassen wurde. Die angrenzenden Fluren führen noch heutigentags im Flurregister die Ortsbezeichnung „An der Sorge“. Eine weitere Ortsbezeichnung aus älterer Zeit ist der „Hexenplatz“ im Nordostteil des Berges. Dieser Name hängt mit den Eiben, dem „Hexenreisig“, zusammen.[2])

Für den Botaniker und Insektenkundigen bietet der Veronikaberg mit seinem Reichtum an seltenen Pflanzen und Insekten ein wahres Eldorado. Weitläufig stehende Rotbuchen und Eichen, durchsetzt mit einigen Fichten, Bergahorn, Hainbuchen und Eschen, bedecken den Nordwesthang. Mancherlei Unterholz hat sich hier angesiedelt und ist stellenweise zu einem dichten Gestrüpp verwachsen. Da stehen Hasel und Weißdorn neben Heckenrose und Traubenkirsche; auch Schlehe, wilde Kirsche, Holzbirne und Holzapfel sind vorhanden. Am häufig-

Größe und Alter der Eiben vom Veronikaberg



[1]) Vom Ritter Melngard von Arnstadt gegründet: 1219 Meingarderode, 1220 Meinhardsroda. 1378 Meynhartenrode, 1500 Merdenroda, 1594 auf einer Karle von Abraham Ortelius Marterott, 1633 Marthroda und Mardirota.

[2]) In der Zeit der Romantik hat man einigen markanten Punkten Ortsbezeichnungen gegeben wie: „Druidenkuppe“ und „Ingoklippe“. Diese Namen sind aber niemals volkstümlich geworden und heute mit Recht vergessen.



Eiben unter Buchen

sten aber findet man das Gemeine Geißblatt und den Schneeball. Im zeitigen Frühjahr blüht und duftet überall der rosa Seidelbast. Der Waldboden ist übersät mit blauen Leberblümchen, zarten Buschwindröschen, gelben Waldschlüsselblumen (Primula elatior), weißlichgrünem Salomonsiegel, duftenden Maiglöckchen und weißem Sauerklee. Frühlingsplatterbse und gelber Goldstern blühen hier, Akelei und Türkenbund.

Am südwestlichen Steilhang gedeihen Pflanzen, die einen trockenen und sonnigen Stand lieben. In diesem Kalkplattengeröll wachsen Küchenschelle, Schwalbenwurz und Gemeiner Baldrian, das Waldwindröschen und die bunte Kronenwicke.

Auch eine ganze Reihe von Orchideen sind auf dem Veronikaberg anzutreffen. Da leuchten die weißen und roten Blüten der Waldvögeleinarten; an feuchten Stellen blühen Sumpforchis und Geflecktes und Breitblättriges Knabenkraut. Abends lockt die weißblühende Kuckucksblume mit ihrem Vanilleduft die Nachtfalter zur Bestäubung. Im dichten Buchenwald findet man die braunblühende Vogelnestwurz, eine Orchidee, die als Parasit an den Wurzeln der Buchen schmarotzt. Die schönste Orchidee, der Frauenschuh, scheint auf dem Veronikaberg allerdings ausgerottet zu sein; sie hat nur noch Standorte in den nahen Reinsbergen. Auch die Hummelorchis ist selten geworden; zuletzt wurde sie 1938 gefunden. Dagegen hat sich die Fliegenorchis im letzten Jahrzehnt wieder vermehrt. Sie wächst auf ihren Standorten zusammen mit der Helmorchis und der Händelwurz.

Auch die Judenkirsche hat auf dem Veronikaberg einen engbegrenzten Raum gefunden, und zwar am Nordosthang. Sie wächst hier zusammen mit der Tollkirsche, dem Jakobskreuzkraut, dem Enzian, der Silber- und der Golddistel.

Der Nordost- und der Nordwesthang des Veronikaberges ist mit reinem Fichtenwald bedeckt. Ein schmaler Fichtengürtel zieht sich um den ganzen Berg herum und grenzt ihn von den Äckern und Wiesen ab.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß auf dem Veronikaberg eine reiche Tierwelt zu finden ist. Rehe äsen zwischen den jungen Buchen, Hasen hoppeln über die verwachsenen Schneisen, Füchse und Dachse haben ihre Bauten. In allen Büschen nisten Vögel in großer Zahl. Überall ist Finkenschlag und Meisengepiep zu hören, die Laubsänger lassen ihr Tschilp-Tschalp ertönen, Wildtauben und Buntspechte sind hier zu Hause, und auch der Schwarzspecht läßt seinen an Gelächter erinnernden Ruf erschallen. Aus der Höhe der Fichtenkronen ertönen die Katzenschreie des Mäusebussardpärchens, das hier seinen Horst hat.

Unübersehbar aber ist das Heer der Käfer, Wanzen und Schmetterlinge, die den etwa vier Quadratkilometer umfassenden Berg bevölkern. Im Laufe der letzten 25 Jahre wurden hier gegen 300 Arten Schmetterlinge festgestellt. Sie verteilen sich, um nur einige seltenere Arten zu nennen, auf folgende Familien: 70 Tagfalter, darunter Segelfalter, Großer und Kleiner Eisvogel, Großer Schillerfalter, Gelbauge, vier Dukatenfalterarten, zwölf Bläulinge. Zehn Schwärmerarten besuchen in der Dämmerung die Orchideen und andere Schwärmerblüten, und fast 200 Eulen- und Spannerfalter beleben nachts den Wald. Die übrigen Familien sind mit 20 Spinnern, 11 Blutströpfchen und 10 Bärenspinnern vertreten. Darüber hinaus wimmelt es von Mücken und Fliegen, Wespen und Schlupfwespen, Libellen und Ameisen.

Das alles macht den Lebensraum Veronikaberg aus. Zur Vielfalt dieses Lebensraumes gehört noch ein Baum, der in früherer Zeit bei uns weit verbreitet war: die Eibe. Ihre letzten Horste in Thüringen stehen auf Kalkboden. Auch der Veronikaberg besitzt einen Eibenhorst, der — verständnisvoll geschützt — seinen Kampf gegen Klima und Waldkultur führt.

Die Eibe ist bekanntlich ein Nadelbaum, der im Herbst keine Zapfen, sondern rote „Beeren“ ansetzt. Die oben grünen Nadeln sind in zwei Zeilen angeordnet, die an der Unterseite aber nicht den Wachsstreifen aufweisen, den die Tannennadeln haben. Weder die rotbraune Rinde noch die Nadeln sind harzführend; dagegen enthalten sie ein starkes Gift, das Alkaloid Taxin, nach dem früher alle Gifte Taxine oder Toxine genannt wurden. Nur Rehe und Ziegen können ohne Schaden Eibengrün fressen, während Pferde schon beim Genuß ver-

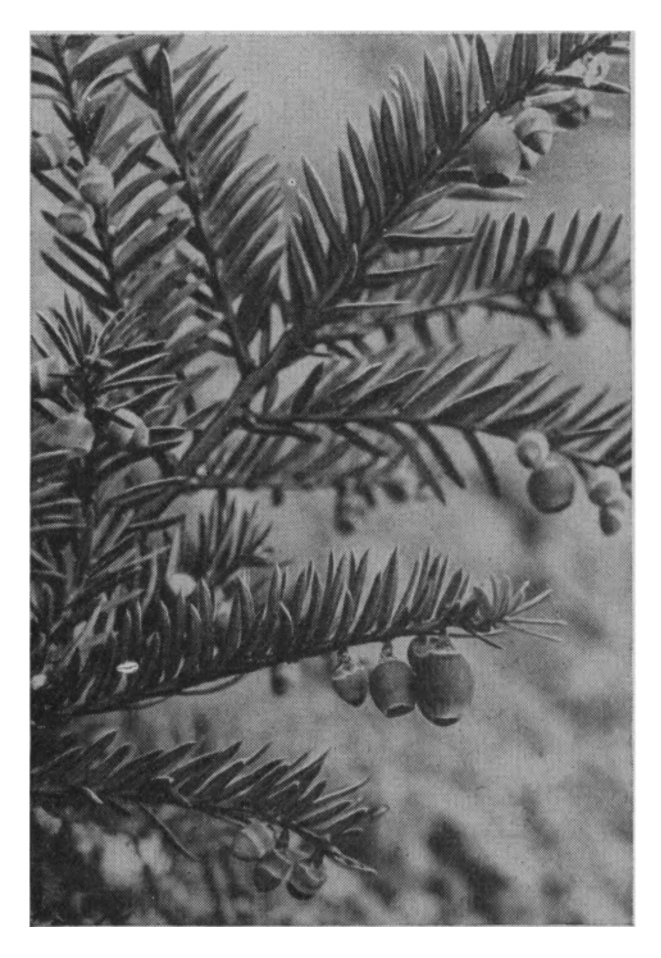
trockneter Zweige sterben. Die roten Früchte dagegen sind nicht giftig und werden von den Vögeln gern verzehrt. Das außerordentlich harte und rötlich gemaserte Holz der Eiben wurde im Mittelalter zu Armbrüsten und Bogen verarbeitet; heutzutage wird es gelegentlich für Schmuckkästen und Lampenfüße verwendet. Alte Eiben haben meist dickwüchsige Stämme. Die Eibe steht unter Naturschutz. Sie gehört zum Unterwuchs und wird trotz ihrer Langlebigkeit selten höher als zehn Meter. Auf Kirchhöfen und in Parkanlagen wird sie gern angepflanzt.

Viele Ortsnamen weisen auf die einstmals weite Verbreitung der Eibe hin, wie z. B. Eibenschütz, Eibiswalde, Eibenstock, Iberg und Ibenhain. Die Zahl der heute noch in Deutschland urwüchsig stehenden Bäume wird auf etwa 30 000 Stück geschätzt. Sie sind als Einzelexemplare über ganz Deutschland verstreut. Die größte Anzahl findet man zwischen Heiligenstadt, Eisenach, Mühlhausen und Witzenhausen mit mehr als 17 000 Bäumen; dann folgen die Wessobrunner Eiben in den Bayerischen Alpen mit 2600 Stück. Auch im Bodetal im Harz haben sich etwa 600 Bäume erhalten. Besonders bekannt ist der Ibengarten bei Dermbach in der Hohen Rhön mit etwa 400 Stück.

Der Eibenbestand des Veronikaberges hat sich in den letzten vierzig Jahren fast verdoppelt. 1914 stellte Professor Dr. Hess von Wichdorff 346 Eiben auf dem Berg fest. Nach einer genauen Zählung des Verfassers, die mit viel Mühe verbunden war, gibt es jetzt 655 Exemplare[3]). Die Masse der Eiben des Veronikaberges ist zwischen 70 und 80 Jahre alt. Viele ältere Bäume werden in früheren Zeiten, als es noch keinen Naturschutz gab, der Axt zum Opfer gefallen sein; so gibt es nur 67 Exemplare, die über 200 Jahre sein können, und nur 8 Bäume dürften 500 Jahre erreicht haben. Das Alter der Eiben ist ziemlich schwer zu schätzen, weil der jährliche Zuwachs je nach dem Standort sehr verschieden ist und auch durch Klimaschwankungen beeinflußt wird. Die Eibe hat mit etwa 250 Jahren ihre größte Stärke erreicht und beginnt mit 300 Jahren im Kern zu verfaulen.

Wie sieht es nun mit der Zukunft des Eibenhorstes auf dem Veronikaberg aus? In den letzten Jahren sind dort viele alte Buchen gefällt worden, was sich jedoch nicht schädigend auf die Eiben auswirken dürfte, da noch genügend Schirm vorhanden ist. Solange der Veronikaberg Laubwaldcharakter behält und das Klima keine wesentlichen Änderungen erfährt, werden die Eiben hier erhalten bleiben. Es ist eine dankenswerte Aufgabe der Forstverwaltung, den Eibenhorst des zum Naturschutzgebiet erklärten Veronikaberges als eines der bedeutendsten Naturdenkmale unserer Heimat zu erhalten.

[3]) Der Verfasser hat alle Eiben nach Stärke und Standort sorgfältig ln eine Karte des Veronikaberges eingetragen.



Fruchttragender Eibenzweig

Für Rat und Tat hat der Verfasser manchen Freunden aus Mühlhausen, Martinroda und Ilmenau zu danken; sein besonderer Dank gilt den Mädeln der Biologischen Arbeitsgemeinschaft der Jungen Pioniere an der Karl-Zink-Schule in Ilmenau, die mit Begeisterung und jugendlichem Eifer die Eiben aufgespürt und vermessen haben.

HERBERT PFAFFE

Astrobotanik - eine neue Wissenschaft

Wer in den nächsten Monaten um Mitternacht zum Himmel blickt, findet dort über dem südlichen Teil des Horizonts einen etwas rötlichleuchtenden hellen Stern. Das ist der Planet Mars, der in den nächsten Wochen und Monaten eine günstige Beobachtungsmöglichkeit für die Astronomen bietet. In Mitteldeutschland erreicht er allerdings nur eine Höhe von 25 Grad über dem Südhorizont, so daß die Luft recht gut sein muß, wenn man im Fernrohr Einzelheiten auf seiner Oberfläche deutlich erkennen will. Südlicher gelegene Sternwarten haben während dieser Beobachtungsperiode des Mars eine günstigere Gelegenheit zum Studium der Marsoberfläche, weil der Planet dort höher am Himmel steht und seine Beobachtung nicht so stark von der über dem Horizont lagernden Dunstschicht beeinträchtigt wird. Wir blicken diesmal auf die Nordhalbkugel des Planeten, auf der die Sommersonnenwende am 30. Januar 1952 stattgefunden hat. Der Herbst beginnt dort erst am 30. Juli 1952. Ein Marsjahr, das gleichbedeutend mit der Umlaufszeit des Planeten um die Sonne ist, dauert ein irdisches Jahr und 322 Tage, so daß dort jede Jahreszeit entsprechend länger als auf der Erde währt.

Der sowjetische Astronom Tichow, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, hat die Marsoberfläche seit vielen Jahren besonders eingehend untersucht und einen ganz neuen Zweig der Astronomie, die Astrobotanik, begründet. Das ist ein Zweig der Wissenschaft, der sich besonders mit der Frage nach dem Vorhandensein einer Pflanzendecke auf dem Mars beschäftigt.

Seine ersten Beobachtungen stellte der sowjetische Astronom im Jahre 1909 im zaristischen Rußland an. Der Planet Mars war damals der Erde recht nahe, was nur etwa alle 15 Jahre vorkommt. Trotz dieser relativen Nähe des Planeten Mars betrug seine Entfernung aber immer noch 55 Millionen Kilometer von der Erde. Professor Tichow fotografierte den Mars mit Hilfe des großen Fernrohrs des schon damals weltberühmten Observatoriums in Pulkowo. Da er besonders die Farbe der Marsoberfläche feststellen wollte, machte er seine Aufnahmen durch Rot-, Gelb- und Grünfilter. Die Untersuchungen galten zunächst den weißen Polkappen, die sich mit Winteranbruch auf der einen oder anderen Marshalbkugel um den Pol bilden und die mit Frühlingsbeginn wieder zusammenschrumpfen.

Als Professor Tichow die Marsaufnahmen untersuchte und mit Eis- und Schneeaufnahmen verglich, die mit Hilfe derselben Lichtfilter von der Erde gewonnen waren, stellte er fest, daß die Marspolkappen im Winter aus Schnee und später, gegen Ende der Tauzeit, aus Eis bestehen, und zwar aus dem gleichen Eis und Schnee, wie wir sie von der Erde her kennen. Diese bereits im Jahre 1909 gemachte Entdeckung Tichows wurde erst im Jahre 1948 von dem amerikanischen Astronomen Kuiper bestätigt. Bis dahin glaubten die Astronomen der westlichen Länder noch, daß die Marspolkappen aus Kohlensäureschnee bestünden. Im Jahre 1909 gelangte Professor Tichow auch schon zu dem Schluß, daß die von dem italienischen Astronomen Schiaparelli vor der letzten Jahrhundertwende entdeckten Marskanäle, die die gleiche Farbe wie die anderen dunklen Marsflecke aufweisen, Vegetationsstreifen von einigen Dutzend Kilometer Breite sind, die sich längs von vielleicht unterirdischen Wasserläufen des Planeten hinziehen.

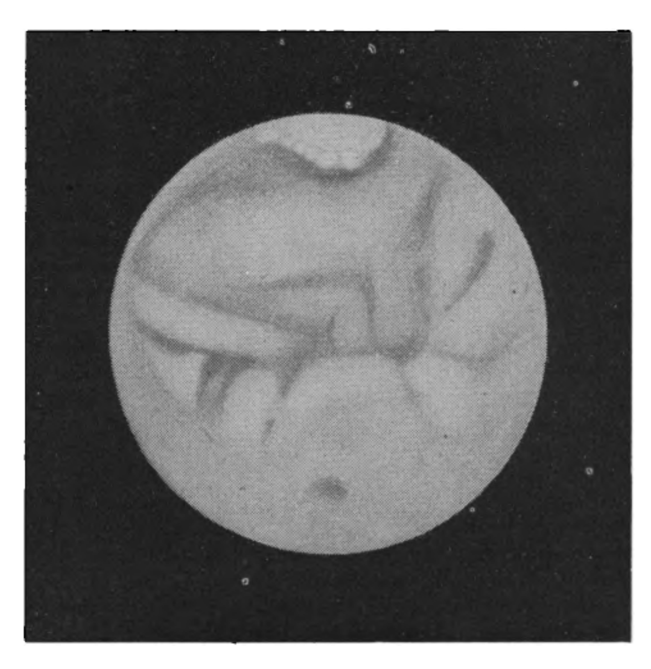
In den Jahren 1918 bis 1920 befand sich der Mars wieder in günstiger Erdnähe. Diesmal beobachtete Professor Tichow den Mars mit einem kleineren Fernrohr der Sternwarte in Pulkowo. Er verwandte dazu rote, grüne und blaue Lichtfilter. Bei diesen Beobachtungen stellte sich heraus, daß die dunklen Flecke der südlichen Marshalbkugel grünlichblau waren, die der nördlichen dagegen bräunlich. Professor Tichow schloß daraus, daß es auf dem Mars eine Pflanzendecke gibt, deren Blätter sich im Herbst verfärben und abfallen, ähnlich wie wir das bei unseren Laubbäumen und Sträuchern feststellen. Auf dem Mars war auf seiner Nordhalbkugel die Mitte des Sommers überschritten, während auf der südlichen Halbkugel, wo die Pflanzengebiete eine grünlichblaue Färbung zeigten, die Mitte des Winters erreicht war. Daraus schloß Professor Tichow, daß auf dem Mars auch eine im Winter grüne Vegetation vorhanden ist, die den im Winter grünen Pflanzen der kalten Länder unserer Erde gleicht.

Besonders haben aber die nach 1945 von Professor Tichow angestellten Untersuchungen der Marsoberfläche und der Erdpflanzen ganz wesentlich zur Erweiterung und Bestätigung der Astrobotanik geführt. Im Jahre 1948 beobachtete er mit seinen Mitarbeitern den Mars von der Sternwarte in Taschkent und 1950 von der Sternwarte in Alma-Ata aus.

Gegen die Meinung Professor Tichows, der Mars müsse eine erdähnliche Vegetation haben, wurden von den Astronomen der westlichen Länder immer drei Einwände erhoben. Auf Infrarotaufnahmen

des Mars erscheinen seine als Pflanzendecken geltenden Flecken sehr dunkel, während die Erdvegetation auf gleichen Aufnahmen fast ebenso hell wie Schnee erscheint. Im Jahre 1945 fanden Professor Tichow und seine Mitarbeiterin A. P. Kutirewa die Erklärung dafür. Die Erde ist von der Sonne 150 Millionen Kilometer entfernt, der Mars dagegen 228 Millionen Kilometer. Deswegen ist es auf dem Mars viel kälter. Die Marspflanzen können die infraroten Strahlen, die sie von der Sonne empfangen, nicht zurückwerfen, da diese die Hälfte der Sonnenwärme übermitteln, sondern sie müssen sie in sich aufnehmen, um existieren zu können. Ferner entdeckten Professor Tichow und seine Mitarbeiter, daß Erdpflanzen, die dem rauhen Klima der hohen Berge und der Subarktis ausgesetzt sind (es handelt sich dabei besonders um Nadelbäume), bedeutend weniger infrarote Strahlen zurückwerfen als die in südlicheren Gegenden gedeihenden Laubbäume. Überdies werfen die Nadelbäume im Winter halb soviel infrarote Strahlen zurück wie im Sommer. Damit zeigt sich deutlich, daß sich die Pflanzen den verschiedenen Temperaturen dadurch anpassen, daß sie infrarote Strahlen je nach Bedarf zurückstrahlen bzw. in sich aufnehmen.

Zerlegt man das von den grünen Erdpflanzen zurückgeworfene Licht mit Hilfe eines Spektroskops, so fehlt in dem Spektrum ein Teil der roten Strahlen. Diese Strahlen werden, wie die Botaniker nachweisen konnten, vom Chlorophyll der Pflanzen absorbiert. Das Spektrum der Pfianzengebiete des Mars zeigt aber diesen Ausfall im roten Teil nicht. Das war der zweite Einwand, den die westlichen Astronomen anführten. Professor Tichow, der sich bei seinen Erforschungen der Marsvegetation auf die grundsätzlichen Arbeiten des großen russischen Biologen Timirjasew stützte, zeigte jedoch, daß die Pflanzen bei warmem Klima sich damit begnügen können, einen schmalen Streifen der roten Strahlen zu absorbieren. Bei rauhem Klima, wie es auf dem Mars anzutreffen ist, müssen die Pflanzen, um existieren zu können, auch noch die übrigen roten sowie die orangefarbenen, gelben und grünen Strahlen „verschlucken", da diese Träger eines weiteren Drittels der Sonnenwärme sind. Wegen dieser Ausdehnung ist der Chlorophyll-Absorptionsstreifen in den Spektren der Erdpflanzen, die unter den Bedingungen eines rauhen Klimas gedeihen, manchmal überhaupt nicht zu bemerken. Die Astrobotaniker der Sowjetunion haben dies unter Leitung von Professor Tichow sowohl an Pflanzen überprüft, die im Winter grün bleiben, als auch an solchen Pflanzen, die im Herbst ihre Blätter verlieren. Die sowjetischen Wissenschaftler begeben sich zu diesen Untersuchungen oft ins Hochgebirge, besonders in das Ala-Tau-Gebirge, um



Planet Mars

dort die optischen Eigenschaften der Erdpflanzen, die dem rauhen Klima ausgesetzt sind, zu studieren. Es ist daher auch kein Wunder, daß der Chlorophyll-Absorptionsstreifen in den Spektren der Marspflanzen nicht auftritt.

Der dritte Einwand, den Professor Tichow widerlegen konnte, war der, daß die Dunkelgebiete des Mars keine grüne, sondern eine blaue Färbung zeigen. Aber auch das läßt sich sehr leicht begreifen. Wenn die Marspflanzen rote, orangefarbene, gelbe und grüne Strahlen absorbieren müssen, um existieren zu können, so muß das vom Blattwerk bzw. Nadelwerk zurückgeworfene Sonnenlicht hauptsächlich aus blauen und violetten Strahlen bestehen, was die bläuliche Färbung der Marspflanzen hinreichend erklärt.

Da nach 1945 die Astrobotanik in der Sowjetunion einen besonders großen Aufschwung nahm, wurde beim Präsidium der Akademie der Wissenschaften der Kasachischen Sozialistischen Sowjetrepublik am 11. November 1947 ein spezieller Sektor der Astrobotanik gegründet. Besonders interessant an der Astrobotanik ist noch, daß Professor Tichow zu der Auffassung gelangte, daß man, nachdem nun die Existenz einer höheren Vegetation auf dem Mars so gut wie bewiesen ist, der Annahme sein kann, daß es auf dem Mars auch höher entwickelte Tiere, vielleicht sogar vernunftbegabte Lebewesen gibt.

Quellen: 1. Große Sowjetische Enzyklopädie. 2. Aufsatz von Prof. Tichow über seine Arbeiten in der „Sowjetunion".

Tagung der Astronomen und Meteorologen

Der Kulturblind zur demokratischen Erneuerung Deutschlands veranstaltet am 26. und 27. April in Bautzen eine Tagung der Astronomen und Meteorologen der Deutschen Demokratischen Republik und der Hauptstadt Berlin. Die Referate werden Nationalpreisträger Prof. Dr. Cuno Hofmeister, Nationalpreisträger Prof. Dr. Walter Grotrian und Goethepreisträger D. Wattenberg halten. Zugleich feiert die Volks- und Schulsternwarte von Bautzen ihr dreißigjähriges Bestehen. Wir berichten über die Tagung im Juniheft.

Museum für Deutsche Geschichte

Das neugegründete Museum für Deutsche Geschichte in Berlin soll schon am 1. Mai mit einer ersten Ausstellung eröffnet werden, die zeigen wird, welchen Zielen das Museum dient. Für alle Heimatfreunde ist es eine dankbare Aufgabe, dieses Museum bei seinem weiteren Aufbau zu unterstützen. Oft gibt es in Schlössern, die durch die Bodenreform in Volkseigentum übergegangen sind, in Dachgeschossen von Kirchen, in Gemeindearchiven, in alten Betrieben oder Bauernhöfen noch Gegenstände, die wertvolle Kulturdenkmale deutscher Geschichte sind, aber unbeachtet verstauben. Wir bitten alle Leser, die solche Kulturzeugnisse besitzen oder aufspüren, das dem Museum für Deutsche Geschichte, Berlin NW 7, Clara-Zetkin-Straße 26, zu melden. Auch Kulturdenkmale, die scheinbar ohne erheblichen Wert sind, aber die gesellschaftliche Epoche, aus der sie stammen, gut charakterisieren, werden gesucht.

Uber Ornithologie und Vogelschutz

Die Zentralkommission „Ornithologie und Vogelschutz“ im Kulturbund hat eine Broschüre herausgegeben, in der die Referate der zweiten Ornithologen-Tagung vom September 1951 in Jena zusammengefaßt werden. Professor Dr. Stresemann berichtet darin über „Das Problem der Fernorientierung der Vögel“, und Professor Dr. H. Schildmacher teilt interessante „Untersuchungen zur Zugdisposition der Zugvögel“ mit, die volkswirtschaftliche Bedeutung haben. Gerhard Creutz behandelt ausführlich „Die Aufgaben und Ziele einer Vogelwarte“, und Bruno Weber gibt gute Hinweise für die Jugendarbeit in der Vogelkunde. Außerdem enthält das Heft wissenschaftliche Beiträge von Dr. G. Augustiny, Dr. C. Mansfeld, Martin Herberg und Robert März.

Vorgeschichtliche Funde im Erzgebirge

Die frühere These, daß das sächsische Gebirgsland als unwegsamer Urwald in vorgeschichtlicher Zeit unbesiedelt gewesen sei, wurde in den vergangenen drei Jahrzehnten für das Vogtland bereits durch viele Funde widerlegt, die besonders die dichte Besiedlung des Plauener und Oelsnitzer Gebietes von der Steinzeit an beweisen. In den letzten Jahren wurden auch für die Gegend um Aue gleiche Beobachtungen gemacht, zu denen vor einiger Zeit der Fund eines Feuersteinbeiles in Pöhla und einer mittelsteinzeitlichen Spitzhaue in Klösterlein Aue gehören. Die meisten der Gebirgsfunde zeigen, daß alte Paßstraßen vorhanden gewesen sind und daß die Verbindungen nach dem böhmischen Raume schon damals rege gewesen sein müssen.

Alte sächsische Windmühlen

Einst waren die Windmühlen das Kennzeichen vieler deutscher Landschaften, in den letzten Jahrzehnten sind sie immer mehr von technisch vollkommeneren Mühlen verdrängt worden. Das sächsische Landesamt für Volkskunde und Denkmalpflege will deshalb erreichen, daß in jedem Kreis eine Windmühle als Denkmal der Technik erhalten wird. Die Vorarbeiten hat es mit einer Bestandsaufnahme aller noch erhaltenen Windmühlen in Sachsen begonnen. Eines der ersten Mühlenmuseen soll in der Gohliser Windmühle bei Dresden, die auf der Rückseite des Umschlags abgebildet ist, errichtet werden.

Ein frühgotischer Schrank

In Großbothen (Kreis Grimma) wurde bei der Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmale ein bis vor kurzem in einem Alkoven der Kirche, jetzt in der Pfarre untergebrachter Sakristeischrank entdeckt, der als eine Konstruktion des 13. Jahrhunderts und unzweifelhaft als ein Nachkömmling romanischer Herstellungsweise angesehen werden darf. Als Ganzes aus einem Eichenstamm herausgeschnitten, weist er die Form eines mit Satteldach und frontalem Giebel versehenen schmalen Hauses auf, kennt noch nicht die Auflösung der Holzflächen in Rahmen und Füllung und ist von schmiedeeisernen Bändern eng umlaufen. Schloß, Schlüssel und ungefüge Nägel verraten gleichermaßen die frühe Herkunft. Nach Luthner-Schmidt (Deutsche Möbel der Vergangenheit, Leipzig 1924) sind solche Schränke vereinzelt noch in Frankreich anzutreffen, in Deutschland damals nur im Halberstädter Dom. Der jahrhundertelang kaum geachtete Schrank ist vom Moder befreit und sorgfältig aufgestellt worden.

Bildreihen für Kleinbildwerfer

Das sächsische Landesamt für Volkskunde und Denkmalpflege gibt Bildbänder der Landesfotothek heraus, die auch in kleinen Räumen mit den handelsüblichen Bildwerfern vorgeführt werden können. Jedes Bildband umfaßt 15 bis 20 fotografische Aufnahmen von wirklichem Bildungswert, denen ein Erläuterungstext beigegeben wird, der die wissenschaftlichen Zusammenhänge in allgemeinverständlicher Form darstellen soll. Vorerst sind vier Abteilungen geplant: „Kennst du Deutschland?“, „Aus Industrie und Handwerk“, „Aus der Natur" und „Aus der Heimat Sachsen“. Die Bildreihen unterrichten über Landschaften, Kulturwerke, Naturerscheinungen, Wirtschaft usw. Der Vertrieb erfolgt durch die Firma Ascop, Dresden A 20, Pfaffensteinstraße 11.

Der Ilmenauer Kulturpfad

Die Ortsgruppe des Kulturbundes von Ilmenau hat „Tafeln für den heimatkundlichen Unterricht“ und eine Anzahl von Schriften herausgegeben, in denen heimatkundliche Probleme nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen behandelt werden. Als jüngste dieser Schriften erschien „Der Ilmenauer Kulturpfad“ von Dr. Hans Weber (Heftreihe „Heimatkundliche Streifzüge durch die Umgebung von Ilmenau, Nr. 2). Der bekannte Geologe schildert darin einen Weg rund um die Bergstadt Ilmenau, der dem Besucher viele Schönheiten und wissenswerte Tatsachen erschließt.

Der gestirnte Himmel im April

Im April werden die Vorgänge am gestirnten Himmel in der Hauptsache von den Planeten Mars und Saturn beherrscht, die gemeinsam den Abendstunden das Gepräge geben. Als erster erhebt sich im Südosten der Saturn mit den Sternen der Jungfrau bei Sonnenuntergang über den Himmelsrand. Um Mitternacht steht er im Süden der Sonne genau gegenüber, die zu dieser Zeit unterhalb des Horizonts den Nordpunkt durchschreitet. Saturn befindet sich also mit der Sonne im Gegenschein, in Opposition. Der genaue Zeitpunkt der Saturn-Opposition tritt am 1. April um 11.00 Uhr MEZ ein. Im Fernrohr bietet der Planet durch sein leicht geneigtes Ringsystem einen immer wieder entzückenden Anblick.

Der Mars geht Anfang April im Sternbild der Waage um 21.45 Uhr MEZ auf, erscheint aber zum Ende des Monats schon um 19.09 Uhr. Es fällt auf, daß der in einem rötlichen Licht leuchtende Planet zunehmend an Helligkeit gewinnt, so daß er im Laufe des Monats fast die Leuchtkraft des Sirius erreichen wird. In astronomischen Größenklassen ausgedrückt, wächst sein Licht im April von —0,7 auf —1,5 an. Im Fernrohr vergrößert sich ebenfalls sein Scheibenbild, dessen Durchmesser von 13,6 auf 16,6 Bogensekunden ansteigt. Diese Tatsachen hängen damit zusammen, daß auch Mars seiner Opposition mit der Sonne entgegenschreitet, die am 1. Mai um 2.00 Uhr eintritt. Dabei sinkt die Entfernung des Planeten von der Erde bis auf 84,5 Millionen Kilometer. Im Fernrohr zeigen sich auf der Planetenoberfläche Einzelheiten, die zwischen dunklen und helleren Gebieten wechseln und durch die Aufhellung des Polarbereiches einen besonderen Reiz erhalten. (Siehe S. 31.)

Die diesjährige Mars-Opposition ist nicht sonderlich günstig zu nennen, da sie weit hinter den besten Möglichkeiten zurückbleibt, wo die Entfernung des Planeten von der Erde bis auf 55 Millionen Kilometer abnehmen kann. Eine solche Stellung wird aber erst im Jahre 1956 gegeben sein, so daß dieser Opposition mit besonderen Erwartungen entgegengesehen wird.

Alle übrigen hellen Planeten bleiben im April unsichtbar. Erwähnt sei lediglich, daß der in der Jungfrau weilende Neptun am 10. April in Opposition zur Sonne gelangt.

Unter den Fixsternen haben sich die Sternbilder des Frühlings vollzählig am Abendhimmel versammelt. Anfang April leuchten im hohen Süden die Sterne des Löwen, denen von Südosten her Jungfrau und Waage folgen. Im Osten erhebt sich die Schlange, links von ihr steht der Herkules, darüber findet man Krone und Bootes mit Arktur als hellstem Stern. Im Nordosten steigen Schwan und Leier im Laufe der Nacht höher empor. Der Große Bär hat die Scheitelregion erreicht. Zwischen ihm und dem Schwan windet sich der Drache nordostwärts, während tief im Norden Kepheus und Kassiopeja zu finden sind.

Auf der westlichen Himmelshälfte schicken sich die Sternbilder des Winters zum Abschied an. Der Orion berührt über dem Westpunkt schon seinen Untergangsort. Ihm folgen die Zwillinge und der Kleine wie auch der Große Hund mit Sirius und Prokyon. Im Nordwesten runden die tief hinabgesunkenen Sternbilder Stier, Fuhrmann und Perseus das Bild des Aprilhimmels.

Diedrich Wattenberg

Bilder und Zeichnungen:

Dresdner Bilderdienst: Titelbild, Seite 5 und letzte Umschlagseite
Landesamt für Volkskunde und Denkmalpflege Sachsen, Landesfotothek: Seite 3, 16, 17, 18, 21, 22, 23 und 29
Blankenburger Fotowerkstatt: Seite 10 und 11
Kurt Gentz, Berlin: Seite 25 und 26
Zentrales Institut für Film und Bild: Seite 14
Karl Baumgarten, Rostock: Seite 20
Ewald Döring, Ilmenau: Seite 27 und 28
Diedrich Wattenberg, Berlin: Seite 31

Das Bild auf der umstehenden Seite zeigt die Gohliser Windmühle bei Dresden. (Siehe Seite 32)

Im nächsten Heft lesen Sie:

Prof. Dr. Georg Pniower
Naturschutz im Spiegel der Landeskultur (Fortsetzung und Schluß)

Klaus Vogt
Die steinerne Kanzel (Erzählung zur Geologie der Sächsischen Schweiz)

Dieter Mehlhardt
Aus dem Leben des Dachses

Dr. Friedrich v. Rauppach
Die Entstehung unserer brennbaren Gesteine

Günter Rehschuh
Der Dresdner Zwinger im Wiederaufbau

A. Östreicher
Die Besiedlung von Georgenfeld bei Zinnwald

Renate Sturm-Francke
FDJ-Arbeitsgemeinschaft „Museum Grimma“

Dr. Albrecht Timm
Warum fragen wir nach dem Alter unserer Dörfer?

Willi Bulan
Das Land Brandenburg als Wandergebiet

Günter Ebert
Quedlinburg — Bild einer deutschen Stadt

und weitere interessante Beiträge

Herausgegeben vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Redaktion: Berlin W 8, Mohrenstr. 36/37. Ruf 52 14 58. Verlag: Sachsenverlag, Dresden, Postscheckkonto: Dresden 1299. Druck: (36) Berlin W 8, Schützenstr. 18-25. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1431 des Amtes für Literatur und Verlagswesen der Deutschen Demokratischen Republik. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung.

